

WILD FANG

RAIK THORSTAD





CURSED

Deutsche Erstausgabe (PDF) Oktober 2017

© 2017 by Raik Thorstad

Verlagsrechte © 2017 by Cursed Verlag
Inh. Julia Schwenk, Taufkirchen

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags, sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile,
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung des Verlages.

Bildrechte Umschlagillustration
vermittelt durch Shutterstock LLC; iStock
Satz & Layout: Cursed Verlag
Covergestaltung: Hannelore Nistor
Druckerei: CPI Deutschland

ISBN-13 (Print): 978-3-95823-109-2

Besuchen Sie uns im Internet:
www.cursed-verlag.de

RAIK THORSTAD

**WILD
FANG**

Liebe Leserin, lieber Leser,

vielen Dank, dass Sie dieses eBook gekauft haben! Damit unterstützen Sie vor allem die Autorin des Buches und zeigen Ihre Wertschätzung gegenüber ihrer Arbeit. Außerdem schaffen Sie dadurch die Grundlage für viele weitere Romane der Autorin und aus unserem Verlag, mit denen wir Sie auch in Zukunft erfreuen möchten.

Vielen Dank!
Ihr Cursed-Team

Klappentext:

Tierpfleger Mark ist zufrieden mit seinem zurückgezogenen Leben: Er liebt seine Arbeit in einem kleinen Wild- und Bärenpark, bei dem er wenig Kontakt zu Menschen hat und sein schweres Stottern kaum ein Problem im Alltag darstellt. Als er die Pflege eines neu angekommenen Kodiakbären übernimmt, ahnt er noch nicht, wie schnell und radikal sich sein Leben ändern wird, denn unter »Matunnos'« Fell schlummert weit mehr als ein normales Tier...

Für Anja und Babs.
In unseren Herzen wird dieses Buch immer unter
dem Arbeitstitel »Fusselhintern« weiterlaufen.

Kapitel 1

Seine Krallen gruben sich in das modrige Holz. Ungeziefer bewegte sich zwischen seinen Pranken, während er einen Span nach dem nächsten aus dem Boden des Verschlags riss. Von Weitem ertönte ein Kreischen. Der Klang tobte durch seine Ohren, dröhnte darin, bis er in einer fast menschlichen Geste die Tatzen an den Kopf hob, um sich vor dem Lärm zu schützen.

Hinter einem der rollenden Kästen bewegte sich etwas. Wachsam hob das Raubtier den Schädel und kam langsam auf die schmerzenden Beine. Er versuchte, die Witterung des Eindringlings aufzunehmen, doch seine Nase, zerschunden von den Stockhieben vom Vortag, nahm nur den ekelerregend süßlichen Gestank des Lagers wahr. Verschwitzte Menschen, verdorbenes Rindfleisch im Käfig gegenüber, dazu die Gerüche der weißen Wolken, die die Jungtiere der Menschen von einem Stock fraßen.

Ein gebeugter Mann in bunten Kleidern trat an den Käfig, hielt jedoch wohlweislich einen Schritt Abstand. Tonlos murmelte er vor sich hin.

Das Raubtier ließ sich auf die Hinterbeine sinken. Hinter seiner gewölbten Stirn pochte es, schmerzhaft und erregend zugleich. Endlich roch er den Gegner, das welkende Fleisch und das Scharfe, Beißende, das ihn immer umgab. Wären die Gitter nicht gewesen, er hätte den Menschen angegriffen. Nicht, um zu fressen. Nein, er wollte ihn aus seinem Revier vertreiben. Wollte, dass er für immer verschwand. Er öffnete die Schnauze.

Der Mann zeigte ebenfalls die Zähne und murmelte erneut.

Die Ohren des Tiers spielten nervös. Manchmal schienen die fremden Lautäußerungen der Menschen einen Sinn zu ergeben. Dann wurden die Tonfolgen zu etwas anderem, zu etwas, dem er sich entgegenwerfen wollte. Aber die kurzen Blitze der Erkenntnis verschwanden jedes Mal, bevor sie weit genug aus der Dunkelheit treten konnten, um sie zu betrachten. Zurück blieb nur die Wut.

Er wusste, wie groß, schwer und stark er war. Das zweibeinige Wesen vor dem Gitter war ihm in allen Punkten unterlegen und sollte vor ihm zurückweichen. Aber es besaß das knallende Band und den Stock. Beide brachten Schmerzen.

Trotzdem richtete das Tier sich auf. Der Platz reichte nicht aus, um sich ganz auf die Hinterbeine zu stellen. Er wusste genau, wie hoch sein Gefängnis war, und vermied es, mit dem Kopf an die Holzdecke zu stoßen.

Nun lachte der Mann und fuhr mit dem Stock über die Eisenstangen.

Der Bär schlug zu, traf jedoch nur das rostige Metall. Der Schmerz in seiner Tatze schürte seinen Zorn. Er presste die Schnauze durch das Gitter und zuckte erst zurück, als er mit den empfindlichen Augen gegen das Eisen stieß. Sie taten weh, und sehen konnte er schon seit vielen Fütterungen nicht mehr richtig.

Ein Schlag traf ihn auf die Nase. Sofort brach die kaum verheilte Haut auf, sodass er sein eigenes Blut roch. Er wollte seine Qual und seinen Hass in die Nacht schreien, aber aus seiner Kehle kam nur ein grollendes Brummen, das zum Ende hin immer dünner wurde.

»Wir können es nicht länger aufschieben, oder?« Theo fuhr sich über den kahlen Schädel und spielte mit seinem Handy.

Mit einem knappen Nicken stimmte Mark ihm zu. Er trat näher an den Zaun und kniff die Augen zusammen.

Es war ein diesiger Morgen. Die Kühle tat gut nach den unerwartet heißen Frühlingstagen. Bodennebel kroch zwischen den Baumstämmen entlang und behinderte die Sicht auf die träge umhertrottenden Tiere. Plumpe Silhouetten bewegten sich durch das Laub vom Vorjahr. Von Zeit zu Zeit tauchten flinkere, wendigere Schatten auf und huschten über den Waldhang.

Marks Aufmerksamkeit galt jedoch nicht dem Wolfsrudel, sondern der Bärin, die in einiger Entfernung unruhige Kreise durch

eine Sandgrube zog. Ihr goldbraunes Fell hing zottelig von ihrem Körper und verbarg noch, was sich an ihrem Kopf deutlich abzeichnete: Sie hatte Gewicht verloren.

»Wir sollten uns das genau überlegen«, bemerkte Theo wie schon so oft in den vergangenen Tagen. »Unsere Artemis...«, fügte er zärtlich hinzu.

Mark öffnete den Mund, um zu antworten, zuckte aber doch nur mit den Achseln. Sie wussten beide, was sie zu tun hatten.

Das prächtige Grizzly-Mädchen mit der kurzen Schnauze und den runden Augen, die jeden, der sie sah, sofort an einen Teddybären denken ließ, war einer ihrer ersten Bären gewesen. Es hatte lange gedauert, bevor sie mit ihren Artgenossen vergesellschaftet werden konnte. Die Jahre als Tanzbär hatten sie ihrer eigenen Art entfremdet und sie vergessen lassen, dass Bären sich entgegen vieler Gerüchte auch auf kleinerem Raum gut verstanden, solange alle genug zu fressen hatten.

Inzwischen war Artemis eine alte Lady. Sie hatte steife Gelenke und war lange nicht mehr so streitlustig wie früher. Und seit Kurzem fraß sie nicht mehr richtig.

Theo seufzte. »Ich rufe Heike an, ob sie heute noch vorbeischauchen kann. Das können wir nicht so lassen.«

Obwohl Mark kein Wort gesagt hatte, schien Theo aus ihrem einseitigen Gespräch die Gewissheit zu ziehen, dass sie als Tierpfleger die richtige Entscheidung gefällt hatten.

Die Tierärztin kam gegen Mittag. Ihr Landrover, der unter der Schlammkruste vermutlich grün war, holperte über den unbefestigten Weg.

Mark sah durch das Fenster des alten Wachhauses, wie sie auf den Vorhof rollte, und joggte ihr entgegen, um das grauenvoll quietschende Rolltor für sie zu öffnen. Die äußere Umzäunung gehörte zu einer ehemaligen Militäranlage, die inzwischen den Schutzpark beheimatete, der für so viele Bären und Wölfe zur Heimat geworden war.

»Grüß dich!«, rief Heike, als sie aus dem Wagen sprang. Ohne eine Erwiderung abzuwarten, umarmte sie Mark. Sie musste sich strecken, um ihn an sich zu ziehen. »Artemis also, ja? Ihr habt ja schon vor zwei Tagen gemeint, dass sie euch nicht gefällt.«

Mark holte tief Luft und erwiderte kaum hörbar: »Ja.«

»Hm, dann wollen wir mal sehen, was mit ihr los ist.« Sie lächelte gewinnend. Von ihrem blassen Lippenstift war nur noch ein magerer Rest übrig. »Hilfst du mir tragen?«

Gemeinsam holten sie die Utensilien der Tierärztin aus dem mit allerlei Kisten bestückten Kofferraum. Mark fragte sich bei jedem ihrer Besuche, ob es nicht gefährlich war, ein solches Arsenal an Medikamenten im Wagen spazieren zu fahren.

Auf dem Weg zu Artemis straffte er die Schultern und warf der untersetzten, strohblonden Frau an seiner Seite einen raschen Blick zu. Eine kleine Falte auf ihrer Stirn verriet, dass sie in Gedanken längst bei ihrer Patientin war. Ihr Besuch war eine gute Gelegenheit, um zu üben. In letzter Zeit hatte er sich wieder zu sehr von anderen Menschen zurückgezogen.

Mark zwang sich, stur geradeaus zu sehen und versuchte, sich zu entspannen. Aber das klappte genauso wenig, wie man sich auf Kommando davon abhalten konnte, an rosa Elefanten zu denken. Nervös leckte er sich über die Lippen. Dann raunte er: »S-s-s-sie fr-fr-isst j-j-j-jetzt seit...« Er rang nach Atem. »... f-f-f-fünf T-t-ta-gen n-n-n-nicht r-richtig.«

Heike gab ihm einen freundschaftlichen Stoß in die Seite, sagte aber nichts zu seinem recht erfolgreichen Versuch, einen ganzen Satz herauszubringen.

Nachdem sie ihn am Anfang ihrer Bekanntschaft einmal gefragt hatte, was es mit seinem Stottern auf sich hatte, hatte sie es ihm immer leicht gemacht. Nie unterbrach sie ihn oder versuchte, seine Sätze für ihn zu beenden. Wenn alle Menschen wie sie wären, würde er sich vielleicht weniger unbehaglich unter ihnen fühlen.

»Gut, dann sehen wir uns das mal genauer an. Konntet ihr was von außen erkennen? Schläft sie auffallend viel?«, hakte Heike nach.

Mark schüttelte den Kopf und ärgerte sich sofort über sich selbst. Natürlich hatte er etwas beobachtet. Aber es war so viel leichter, Fragen mit einem Nicken oder Kopfschütteln zu beantworten, als zu sprechen.

»S-s-sie h-hat v-viel Speichel an der Sch-schnauze.« Oh, das war mal ein gelungener Versuch. Mark war mit sich zufrieden.

»Hm«, machte Heike erneut.

Ein Fremder hätte angesichts ihrer knappen Reaktion vermutet, dass sie eine bestimmte Befürchtung hatte. Mark kannte die Tierärztin jedoch besser. Heike war nicht der Typ, der aus der Ferne Diagnosen erstellte und herumphilosophierte, bevor sie ihren Patienten überhaupt gesehen hatte.

Um sie herum wurde der Wald dichter und der selten befahrene Weg vor ihnen enger. Unter Unkraut und altem Laub blitzte hier und da rissiger Asphalt durch. Nachdem die amerikanischen Soldaten das Gelände verlassen hatten, hatte sich niemand die Mühe gemacht, die Wege in Schuss zu halten. Und als die Stiftung das Areal übernahm, hatte sie ebenfalls keinen Sinn darin gesehen, das ewig knappe Geld ausgerechnet auf die Pfade zu verwenden.

Sie marschierten inzwischen durch eine lang gezogene, nach oben geschlossene Röhre aus massiven Gittern. Fast wirkte es, als wären sie diejenigen, die im Käfig waren, während um sie herum die Wildnis herrschte. Ganz in ihrer Nähe knackte es im Gebüsch. Eine dunkle Bärenschnauze zeigte sich, nur um sofort wieder zwischen den jungen Blättern zu verschwinden.

Schließlich erreichten sie eins der kleineren Gehege am Rand der Hauptanlage. Theo erwartete sie bereits und deutete mit erhobenen Daumen an, dass er Erfolg gehabt hatte.

»Sie ist problemlos ins Absperrgehege gegangen«, rief er ihnen entgegen. »Aber ihr Futter nimmt sie trotzdem nicht.« Bekümmert deutete er auf das Obst, das er für Artemis im Gras verteilt hatte. »Servus, Heike.«

Die Bärin saß unter einem Baum und schubberte ihren Pelz an der Rinde. Japsen und Hecheln hinter ihm ließ Mark wissen, dass auch

einige der Wölfe, die sich mit den Bären die Hauptanlage teilten, wissen wollten, was es mit dem vielen Besuch auf sich hatte. Dank ihrer Vorgeschichte waren sie viel zu zutraulich für Wildtiere.

»Hi, Theo.« Heike stellte ihre Sachen an den Zaun. »Hat sie sich gar nicht dafür interessiert? Oder hat sie wenigstens mal geschaut?«

»Sie ist ein paar Mal drumherum geschlichen. Mehr aber auch nicht.« Der durchtrainierte Tierpfleger blickte hoffnungsvoll. »Vielleicht hat sie ja nur Probleme beim Kauen.«

»Möglich.«

Mark nickte. Er hatte ebenfalls an diese Möglichkeit gedacht, wollte sich aber nicht zu große Hoffnungen machen. Den Fehler hatte er am Anfang viel zu oft begangen. Nach beinahe dreizehn Jahren als Tierpfleger war er inzwischen etwas pessimistischer. Wehmütig betrachtete er die Bärin und ihm kam der Gedanke, dass der Park ohne sie viel leerer wäre. Sie war fast genauso lange hier wie er.

Heike ließ die Finger knacken. »Gut, Jungs. Ihr kennt das Problem. Ich kann sie in Narkose legen und versuchen herauszufinden, was los ist. Ich hätte auf jeden Fall gern Blut von ihr, will Herz und Lunge abhören und mir ihre Zähne ansehen.« Sie zögerte. »Aber ihr kennt das Risiko und ihr wisst auch, was das kostet.« Letzteres sagte sie mit einer Miene, die ihren Zwiespalt zwischen Tierliebe, Idealismus und dem Problem, den eigenen Kühlschrank zu füllen, verriet.

Die Narkotika für einen Bären waren teuer. Zwar war der Park Teil einer großen Tierschutz-Stiftung, an die außerdem ein Verein mit mehr oder weniger zuverlässigen Mitteln angeschlossen war, aber unterm Strich ging es immer ums Geld.

»W-w-w-w-w-ir...« Mark brach ab, ärgerlich, weil er dieses Mal nicht über das erste Wort hinauskam.

Bevor er neu ansetzen konnte, sprang Theo für ihn ein: »Wir können sie ja nicht verhungern lassen. Sie hat bis jetzt immer gut gefressen. Und wenn sie nicht mal mehr an Äpfel geht, stimmt wirklich was nicht. Ist besser, wenn sie die Narkose nicht übersteht, als dass sie uns langsam eingeht.«

Heike nickte. »Ich dachte mir schon, dass ihr das sagt.« Mit routinierten Handgriffen band sie ihren Pferdeschwanz neu. »In einer Stunde wissen wir vielleicht schon mehr.«

»O-okay.«

Theo trennte sich sichtlich schweren Herzens von ihnen, um die nächste Fütterung vorzubereiten. Mark dagegen blieb und assistierte der Tierärztin. Es war nicht das erste Mal, dass er ihr bei den Vorbereitungen half. Trotzdem machte es ihn jedes Mal nervös, wenn er sie mit dem Betäubungsmittel hantieren sah. Sie hatte ihm einmal erklärt, dass das Medikament, das sie mit dem Blasrohr verschoss, für Menschen hochgiftig war. Wer damit auch nur in Berührung kam, war in Lebensgefahr. Er fand die Vorstellung, dass man der guten, alten Artemis dieses Teufelszeug unter den Pelz jagen würde, gar nicht beruhigend.

Als sie die nötigen Gerätschaften bereitgelegt hatten, bezog Heike mit ihrem Blasrohr am Rand des Zauns Posten und zielte sorgfältig. Es dauerte nicht lange, bis sie den Pfeil abschießen konnte. Artemis war von ein bisschen Besuch nicht zu erschüttern und besaß nicht den sechsten Sinn, mit dem andere Tiere eine ärztliche Untersuchung erahnten. Als die Spritze mit der Befiederung traf und das Narkotikum unter ihre Haut getrieben wurde, wandte sie gerade einmal den Kopf. Mark fand, dass sie erstaunt aussah.

»Der sitzt gut«, stellte Heike zufrieden fest. »In ein paar Minuten schläft sie.«

Hauptsache, sie wacht danach auch wieder auf, dachte Mark und beobachtete, wie Artemis mit zunehmend trägeren Bewegungen durch das kleine Gehege tapste. Zwei Mal stieß sie mit dem Kopf an den Schieber, als verstünde sie nicht, warum er geschlossen war. Dann sackten ihr die Hinterbeine ein. Lautlos rutschte sie auf die Seite.

Heike wartete sicherheitshalber noch eine Weile, bevor sie Mark bedeutete, mit ihr durch die Zauntür zu schlüpfen. Ein Grizzly war immerhin kein Meerschweinchen. Mark konnte gut darauf verzichten, von einer noch nicht ganz schlafenden Bärin einen mehr oder

minder freundlich gemeinten Prankenhieb zu kassieren. Nachdem der Test mit dem Besenstiel bewiesen hatte, dass Artemis tatsächlich das Bewusstsein verloren hatte, gingen sie an die Arbeit.

Wie immer, wenn er bei Narkosen dabei war, empfand Mark tiefe Ehrfurcht, als er sich neben Artemis auf den Waldboden kniete. Sorgsam bedeckte er ihre halb geschlossenen Augen mit einem Tuch. Die Dunkelheit würde ihren Schlaf vertiefen. Dann streckte er die Hand aus und berührte den dichten Pelz, die verhältnismäßig kleinen Ohren, und kraulte sie am Hals. Er kam nur selten dazu, seine Schutzbefohlenen zu berühren und es war jedes Mal eine ganz besondere Erfahrung für ihn.

Heike hatte indessen den Pulsnehmer an die Zunge geklemmt und setzte hier und da das Stethoskop auf den schweren Leib. »Herz klingt unauffällig«, zählte sie auf. »Lunge auch.« Sie schob sich tiefer. »Ah, Darmbewegungen sind auch da, und der Bauch...« Mit beiden Händen tasteten sie unterhalb der Rippen entlang. »... ist weich.«

Mark wagte nicht, erleichtert zu sein. Noch nicht.

Auf Knien robbte Heike zu ihm rüber. »Dann schauen wir mal nach, wie es hier aussieht, Schätzchen.« Mit geübtem Griff öffnete sie den entspannten Kiefer der Bärin und verzog augenblicklich das Gesicht. »Ah ja. Das riecht ja herzig. Danke fürs Gespräch auch. Bah.«

Sie röchelte aufgesetzt und bedeutete Mark, näher zu kommen. Kaum hatte er sich nach vorn gebeugt, zog er sich hastig wieder zurück. »Uffz«, brachte er hervor. Der Gestank war widerlich. Schlimmer als das übliche *Eau de Raubtierschlund*.

»Das ist mal richtig lecker. Aber wir wollen uns nicht beschweren. Hilf mir mal, ihren Kopf weiter zu mir zu drehen.«

Gemeinsam wuchteten sie den Bärenschädel herum, und Heike warf mithilfe einer Taschenlampe einen tieferen Blick in das offene Maul. Anschließend schob sie einen dicken Holzspatel zwischen Artemis' Zähne.

Mark war ganz froh, nicht genau zu sehen, was sie dort trieb. Aber ihr befriedigtes »Aha« erleichterte ihn zutiefst. Das klang gut!

»Da ist es ja. Ein hübsches Loch, dick infiziert, die Schleimhaut ist schon nekrotisch«, erklärte Heike ihm. »Aber das bekommen wir schon wieder hin. Ich mache das jetzt sauber, so gut es geht. Dann nehme ich ihr Blut ab und spritze ihr Schmerzmittel, eine Antibiose und Cortison. Ein paar Vitamine werden auch nicht schaden. Mal sehen, ob ich dann noch schnell Zeit für die Krallen habe.«

»W-w-woher?«, wollte Mark wissen. Sanft rieb er über Artemis' Fell. Gutes, altes Mädchen.

»Ich vermute, sie hat sich beim Kauen oder Spielen einen Ast ins Maul getrieben. Habe ich bei Hunden öfter. Bei einem Bären sehe ich das allerdings zum ersten Mal.«

»D-d-deswegen w-w-wollte sie n-nicht fressen?«

»Davon gehe ich jedenfalls aus. Das dürfte ganz schön wehtun. Versorgen wir die Dame fix und sehen zu, dass sie nicht so lange schläft. Nicht, dass ihr noch der Kreislauf wegsackt.«

Mark nickte.

Als Theo eine Stunde später zurückkam, schwankte Artemis schon wieder auf wackeligen Beinen durchs Gehege.

Mark stellte sein Rad vor dem Schuppen ab, ohne es abzuschließen. So tief in die Pampa verirrt sich kein Fahrraddieb. Er konnte froh sein, wenn der Postbote regelmäßig herkam und nicht tat, als hätte er zufällig vergessen, wo Mark wohnte.

Allerdings nahm Mark gern in Kauf, dass er jede zweite Sendung bei der Post abholen durfte. Dafür bekam er Abgeschiedenheit und einen kurzen Arbeitsweg, den er bei Bedarf auch mehrmals am Tag mit dem Rad hinter sich bringen konnte.

Während er zur Eingangstür seines winzigen Häuschens ging, huschte sein Blick über das nahe Feld. Sein nächster Nachbar – ein Biobauer, der jedes seiner Tiere beim Namen kannte – trieb gerade seine kleine Schafherde in ihren Pferch. Falls er Mark sah, ignorierte er ihn geflissentlich. Es gab oft Streitereien zwischen den Mitarbeitern des Bärenparks und den Bauern der Gegend.

Dauernd waren die Landwirte in Sorge, dass einer der Bären ausbrechen und auf ihre Tiere losgehen könnte.

Mark fand es schade, dass sogar die Bauern, die auf der Grünen Welle surften, gegen den Schutzpark stänkerten. Sollten sie die gestrandeten Bären ihrem Elend überlassen, nur weil theoretisch einer von ihnen mal ausbüxen und noch viel theoretischer dabei den Nachbarschaften Guten Tag sagen könnte? Da waren entschieden zu viele *Vielleichts* für Mark im Spiel.

Im Hausflur angekommen ließ er die Tür hinter sich zufallen und schlüpfte aus den Arbeitstiefeln. Auf dem Weg ins Bad streifte er sich nach und nach die Kleidung vom Leib und ließ sie in die Ecke neben der Kommode fallen, die ihm den Wäschekorb ersetzte. Der Berg dort war wieder mal ätzend hoch.

Nach einer schnellen Dusche unter lauwarmem Wasser – es dauerte ihm jedes Mal zu lange, darauf zu warten, dass der Boiler in Schwung kam – machte er es sich in der Küche gemütlich. Er wollte sich zur Feier des Tages selbst bekochen. Dass Artemis ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach noch eine Weile erhalten bleiben würde, hellte seine Stimmung auf. Nur an das Meeting, das für den nächsten Morgen angesetzt war, durfte er nicht denken.

Während auf dem alten Gasherd die Kartoffeln kochten, setzte Mark sich nach kurzem Zögern an den kleinen Schreibtisch unter dem Südfenster und startete den Computer. Er nutzte das Teil nur manchmal, wenn ihm abends nach Gesellschaft zumute war und das Internet der einzige Weg war, sich zu unterhalten.

Gelangweilt und ein bisschen frustriert befreite er seine Mailbox von einem Haufen Spam und prüfte, ob jemand Interessantes über sein Profil auf dem Datingportal gestolpert war. Wie üblich fand sich das eine oder andere Angebot für ein Treffen, auf das er sich nie einließ. Wenn er ausging, dann spontan. Und oft strich er schon nach einem Bier in der Kneipe die Segel, weil er seine Stottereier nicht in den Griff bekam und sich nicht lange zum Affen machen wollte.

Sein Profilbild schien Mark nachdenklich entgegenzublicken. Es zeigte ihn in alten, zerschlissenen Jeans und einem grünen Muskelshirt, einen Fuß auf einen gefällten Baumstamm gestützt. Theo hatte das Foto gemacht, während sie Bäume zurückschnitten. Er hatte nur schnell sein schickes *iPhone 74b* oder *Samsung Universe 4711* ausprobieren wollen, die Aufnahme aber für so gut befunden, dass er sie Mark geschickt hatte.

»Kannst damit bestimmt eine Menge Jungs aufreißen«, hatte er geflachst.

Mark musterte die nichtssagenden Daten in seinem Steckbrief.

Mag Natur, Mountainbiking, Pasta, nachdenkliche, selbstsichere Männer, Klettertouren, arbeite im Tierschutz. So und so groß, so und so schwer.

Blablabla. Leere Worte, nichts, worin er sich wiederfand. Das Foto gab mehr her.

Er sah ganz gut aus. Die Oberarme kräftig von der Arbeit, groß, aber nicht bullig, Bartansatz und Stoppelhaare in einem rötlichen Braun. Die Grübchen an Wange und Kinn sah man auf dem Bild nicht, aber angeblich zeigten sie bei Vertretern beider Geschlechter gleichermaßen Wirkung. Er hatte ein schmales Gesicht und Wolfsaugen, wie Heike einmal behauptet hatte. Da war sie allerdings auch noch in ihn verliebt gewesen, ohne zu ahnen, dass er kein traumhafter Naturbursche war, der sie in sein Waldschloss entführen würde.

Sein *Palast* musste dringend neu gedeckt werden und wurde im Winter nicht richtig warm und im Sommer schnell stickig. Von DSL konnte er nur träumen, und im ehemaligen Kohlenkeller stand ein kleiner Generator, weil während der Sturmperioden dauernd abgeknickte Bäume auf die einzige Stromleitung krachten. Und mit Prinzessinnen hatte er es so gar nicht. Egal ob mit Brüsten oder mit Schwanz.

Ein Symbol leuchtete unten rechts auf dem Bildschirm. Ein vertrauter Name blitzte auf.

Mark lächelte.

Herold, im richtigen Leben Matthias, war ein netter Kerl, mit dem er sich gern unterhielt. Er hatte ihn in einem Spezialforum für Menschen mit Sprachstörungen kennen und schätzen gelernt. Sie chatteten öfter, flirteten gelegentlich, aber ohne ernste Absichten. Matthias war in festen Händen.

Mark beneidete ihn manchmal. Auch er hatte es nicht immer leicht mit der *Außenwelt*, wie sie es nannten, wenn auch aus ganz anderen Gründen. Einen Freund hatte er trotzdem gefunden und nach einigem Hin und Her behalten.

Sehnsüchtig seufzte er. Selbst schuld, wenn man sich im Bayerischen Wald vergrub, statt in einer der Großstädte Kontakt zur Szene zu suchen. Hier war es schwer, einen passenden Mann zu finden.

Da blieb ihm abends nur eins: Früh ins Bett gehen, mit der Lotion in der einen Hand und der neuesten Ausgabe des *Beautiful Mag* in der anderen.

Kapitel 2

Das Licht blendete ihn und tat seinen Augen weh. Es jagte im Kreis, verschwand, kehrte zurück, verschwand wieder. Ihm folgte ein grausam lauter Heulton, der in jedem seiner Knochen zu vibrieren schien.

Unruhig tappte der Bär tiefer in seinen Käfig. Er versuchte, Witterung aufzunehmen, um herauszufinden, warum es so laut zuing, obwohl es schon lange dunkel geworden war. Aber seine lädierte Nase verriet ihm nicht, warum die Wagen so abrupt zum Halten gekommen waren.

Wenn er doch nur besser riechen könnte. Dann würde er sich sicherer fühlen.

Laute Stimmen mischten sich mit dem Quietschen von Reifen. Es waren Fremde in der Nähe. Aber es war doch gar nicht Zeit, durch den Gang zu den Menschen zu gehen. Woher kamen sie? Was viel wichtiger war: Waren sie Angreifer oder wollten sie nur glotzen?

Schwankend zwischen Neugier und Vorsicht richtete der Bär sich auf. Wie so oft presste er seinen Schädel gegen das Gitter, versuchte, die Schnauze nach draußen zu recken. Längst hatte er Schwielen rechts und links des Mauls.

Die fremden Stimmen kamen näher. Sie klangen nach Aufregung, Ärger und der Bereitschaft, sie an ihm auszulassen. Schnell zog der Bär sich zurück und hob noch einmal die Nase, um vielleicht doch noch einen klärenden Geruch zu erhaschen.

Und endlich roch er sie. Sein Instinkt war richtig gewesen. Er kannte sie nicht. Sie rochen ganz anders als der Mann mit dem Stock und der andere, der ihm Fressen brachte. Auch anders als das Mädchen, das ihm manchmal süße Sachen gab, die zwischen den Zähnen klebten.

Jemand sprach, vielleicht galt es ihm. Der Tonfall war zornig, aber nicht angriffslustig. Auf einen Ruf hin kamen mehr Zweibeiner angelaufen. Einer von ihnen, ein Weibchen, kam ganz nah zu

ihm. Mutig legte sie die Hand auf das Gitter, aber sofort tauchte jemand auf und zog sie zurück.

Der Bär war irritiert. Er hätte sie nicht gebissen oder nach ihr geschlagen. Sie erinnerte ihn an etwas von früher. Aus der Zeit vor den Eisenstangen und den schreienden Leuten in dem großen, runden Käfig aus Stoff.

Sie flüsterte ihm etwas zu. Er mochte sie. Sie klang freundlich.

Wildes Gezeter empfing Mark, als er in das niedrige Bürogebäude trat. Die einstige Kantine mit dem langen Tisch in der Mitte hatte sich bereits gefüllt.

»Damische Sauhund seid's ihr olle miteinand. Kennt ihr eich de Fias ned obtret'n?«, fluchte Gertrud, während sie an Mark vorbei aus dem Raum eilte. Schuldbewusst sah er zu Boden und erkannte, dass auch seine Schuhe Dreck auf dem hellen Linoleum hinterlassen hatten.

»Alter Putzteufel«, murmelte Theo, der mit einem Rums zwei Thermoskannen auf den Tisch knallen ließ. »Die glaubt immer noch, dass wir hier ein Hotel betreiben.«

»Sie meint es gut. Und es ist immerhin ihr Job«, gab Sebastian mit vollem Mund zurück. In einer Hand hielt er ein belegtes Brötchen, mit der anderen winkte er Mark zu sich. »Komm frühstücken. Ich hab mir gedacht, wenn wir hier schon den halben Tag rumsitzen, können wir auch was essen.«

Sebastian war der Leiter des Parks und glaubte offenbar, dass sie ähnlich viel Futter wie die Bären nötig hatten. Auf dem Tisch standen zwei große Buffetplatten mit belegten Brötchen und Gebäck. Dazwischen wartete die obligatorische Schale mit Gummibärchen.

Mark lächelte seinem Chef dankbar zu und setzte sich neben ihn. Hungrig fiel er über ein Schweinsohr her, bevor Theo ihm auch nur einen Kaffee hinschieben konnte. Kathrin, die Fünfte im Team, zwinkerte ihm von ihrem Platz neben der Heizung aus zu und pflückte sorgsam den grünen Salat von ihrem Schinkenbrötchen.

»Wir würden dann gern anfangen!«, rief Sebastian Richtung Flur. »Lass den Dreck, Gertrud. Wir müssen doch eh gleich wieder raus.«

Das angegraute *Mädchen für alles* des Parks kam zurück und kehrte mit energischen Bewegungen den Schmutz zusammen. »I setz mi sicha ned zwoa Stund nebn den Baaz und schau eahm beim Wachs'n zua!«, verkündete sie.

Mark wusste ebenso gut wie die anderen, dass sie sich nicht davon abhalten lassen würde, zu tun, was immer sie tun wollte. Bei ihr bissen sie sich alle regelmäßig die Zähne aus.

Sebastian verdrehte die Augen und streckte die Beine unter dem Tisch aus. Sein leicht schiefes Gesicht war unrasiert, und er wirkte ein wenig angespannt.

Wieder einmal dachte Mark, dass sein Chef auf den ersten Blick hier vollkommen fehl am Platz wirkte. Er war ein zaundürres Männchen mit schütterem Haar und Mädchenhänden, das beinahe in seiner Latzhose versank. Dass er mit den größten und schwersten Landraubtieren der Welt arbeitete, traute man ihm beim besten Willen nicht zu, eher einen trockenen Bürojob im Finanzamt. Das galt allerdings nur solange, bis man sah, wie er sich einen gewaltigen Futtersack auf den Rücken schwang und Richtung Außenanlage davonstampfte. Dann erinnerte er plötzlich an einen gutmütigen Elfen aus dem Gefolge des Weihnachtsmanns, der seinem Boss ein bisschen Arbeit abnehmen wollte.

»Mir wurscht, wir fangen jetzt an«, verkündete Sebastian ungewohnt bestimmt.

Mark wechselte einen Blick mit seinen Kollegen. Kathrin hatte es aufgegeben, jedes Fitzelchen Grün von ihrem Brötchen zu fischen, und fragend den Kopf schief gelegt. Auch Theo schien Sebastians Ton aufgefallen zu sein. Er wirkte so misstrauisch, wie Mark sich fühlte.

»P-probleme?«, fragte er, als keiner der anderen sprach.

»Immer«, gab Sebastian trocken zurück.

Gertrud setzte sich endlich, wenn auch ein Stück abseits, als würde sie nicht dazugehören. Vermutlich wollte sie damit zeigen, dass sie immer noch böse mit ihnen war.

»Fangen wir aber von vorn an.« Sebastians Hand ruhte auf einem Aktenordner, der neben ihm auf dem freien Stuhl lag. »Alles in Ordnung heute Morgen? Was macht Nadjas Pfote?«

»Sah vorhin gut aus«, erwiderte Kathrin. »Sie schont fast gar nicht mehr.«

»Okay. Und Artemis?«

Theo grinste zufrieden. »Frisst wie eine Bescheuerte. Hat wohl Nachholbedarf.«

»Gott sei Dank. Hoffen wir, dass die Wunde sauber abheilt und Dr. Linden nicht noch mal herkommen muss.«

»Das wäre wirklich eine Katastrophe! Heike bei uns zu Besuch, furchtbar, nicht wahr?«, warf Kathrin halblaut ein, die Ironie in ihren Worten so scharf, dass man sich daran hätte schneiden können.

Mark presste die Lippen aufeinander, um sein Schmunzeln zu verbergen. Sebastian war immer sehr förmlich und höflich, wenn er von Heike sprach. Die beiden hatten sich schon manchen Grabenkampf geliefert und hielten nicht viel voneinander. Kathrin vertrat allerdings die Theorie, dass genau das Gegenteil der Fall war und es sich bei ihren ständigen Diskussionen um eine Art Balzverhalten handelte.

»Was ist mit der fehlenden Futterlieferung von...?«

Nach und nach arbeiteten sie die verschiedenen Punkte der Tagesordnung ab. Da ging es um ein defektes Schloss am Nebentor, um Bäume, die zurückgeschnitten werden mussten, um Gesundheitsfragen, um eine Futterumstellung für Kain, einen steinalten Brillenbären, der inzwischen alleine in seiner Seniorenresidenz auf dem Gelände lebte.

Schließlich blies Sebastian die Wangen auf und verschränkte die Hände auf dem kaum sichtbaren Bauchansatz. »So, das also dazu. Ich habe jetzt noch zwei Nachrichten. Eine gute und eine schlechte. Jedenfalls werdet ihr das so sehen.«

Unwillkürlich setzte Mark sich auf. Seit Tagen schon hatte er gespürt, dass etwas in der Luft lag. Etwas, das ihm nicht gefallen würde.

»Die schlechte zuerst: Wir kommen nicht mehr drum herum. Ich habe gestern mit dem Tourismusverband gesprochen. Und dass ich seit Monaten mit den Geldgebern und der Stiftung jongliere, wisst ihr auch. Kurz gesagt: Wir brauchen Publikumsverkehr, wenn wir auf dem Niveau weitermachen wollen wie bisher.«

Mark unterdrückte ein Stöhnen.

Theo gab sich nicht so viel Mühe. Er ächzte lautstark. »Oh nein. Ist das der Moment, in dem du uns sagst, dass wir ein Zoo werden?«

»Am besten noch mit Achterbahn und Schießbude nebenan?«, warf Kathrin ein. Aufgebracht fuhr sie sich durch ihre streichholzkurzen Haare.

»So schlimm wird es wohl nicht werden. Aber wir brauchen mehr Aufmerksamkeit. Nicht nur durch Besucher, sondern auch durch potentielle Spendengeber. Und bei denen sitzen die Geldbeutel einfach lockerer, wenn wir ihnen zeigen, was wir hier machen.« Sebastian sah sie nacheinander an. »Schaut mal, das hier war nie als langfristige Lösung gedacht. Es war am Anfang nur ein Auffangbecken für den *IBF*, weil die Gemeinde das Gelände so günstig verpachtet hat und wir auf die örtlichen Gegebenheiten aufbauen konnten. Es war nie geplant, dass wir so wachsen oder dass hier auf einmal fünf feste Angestellte herumspringen. Und ja, mir ist klar, dass Kathrin und Gertrud nur stundenweise hier sind«, warf er ein, da Kathrin den Mund schon halb offen hatte. »Es sind immer noch enorme Kosten. Von den Wölfen, die ungeplant dazugekommen sind, will ich gar nicht erst anfangen.«

»Wir haben doch die beiden großen Erbschaften«, warf Theo mürrisch ein. »Was ist damit?«

Mark schüttelte unwillig den Kopf. Er hätte sich gern aktiver am Gespräch beteiligt, aber in dieser Situation würde er nicht nur nichts zuwege bringen, sondern erst gar nicht dazwischen kommen.

Glücklicherweise sprach Sebastian seine Gedanken laut aus. »Ich habe euch schon x-Mal vorgerechnet, was unsere Gehälter und das Futter jeden Monat kosten. Und dann sind wir noch lange nicht bei der Instandhaltung, beim Tierarzt, bei Transporten

und so weiter. Die Liste ist endlos. Wir haben jetzt die Wahl. Wir können weitermachen wie bisher und sind bald am Ende unserer Mittel oder wir können die Türen aufmachen. Anders geht es nicht mehr, Leute.«

»Und wenn wir auf Stunden verzichten? Gehalt?« Theo war noch nicht bereit, sich geschlagen zu geben. Leider war es mit seinem Kampfgeist weiter her als mit seinen Rechenkünsten.

Grob überschlug Mark die monatlichen Kosten und dachte für sich, dass sie Erbschaften und Spenden eines ganz anderen Kalibers brauchten, wenn sie auf Kurs bleiben wollten. Es gab so schrecklich viele notleidende Tiere und so verflucht wenig Plätze für sie.

»W-w-w-as sagt d-die G-g-g-g-g-g...« Er verzog den Mund und setzte neu an. »G-g-gemeinde? Und der T-t-t-tourismusverband?«

»Das ist genau der Punkt, Mark«, sagte Sebastian und wandte sich ihm zu. »Wenn wir bereit sind, auf unseren Status als unzugängliches Wildgehege zu verzichten und stattdessen zu etwas werden, das sich vermarkten lässt, kriegen wir mehr Zuschüsse von dieser Seite. Außerdem kommen wir mit einem offiziellen Geschäftsplan auch an einen Kredit, um die wichtigsten Baumaßnahmen umsetzen. Wir werden Hilfe beim Marketing erhalten, auch Rückendeckung beim Versicherungsstatus. Und das Wichtigste: Wir können dann das Gebiet am Südhang und um den Tümpel dazupachten. Das wären rund sieben Hektar Land zusätzlich.«

Die Flut der Informationen und auch der Fortschritt der Überlegungen ließ die Mitarbeiter schweigen. Jeder für sich erkannte, dass Sebastians Pläne schon sehr weit gediehen und dieses Mal unumstößlich waren. In den letzten zwei Jahren hatte es immer wieder Überlegungen über die Zukunft des Schutzparks gegeben. Im Grunde hatten sie alle gewusst, dass sich etwas tun musste. Nur dass es jetzt so plötzlich kommen sollte...

Erstaunlicherweise war es Kathrin, die schließlich nachdenklich nickte und auf den Schreck erst einmal einen Muffin verschlang. Mit vollem Mund erwiderte sie: »Platz für mehr Bären.«

»Nicht nur das.«

Gertrud, die bisher beharrlich geschwiegen hatte, griff an das Kreuzifix, das an einer Kette um ihren faltigen Hals hing, und murmelte: »Jesus Maria, am End bring' de uns a no Krokodil und Nasheana oh.«

Alle lachten. Selbst Mark, dem beim Gedanken daran, dass ihm bald Besucher zwischen den Füßen umherlaufen und ihn mit Fragen löchern könnten, ganz anders wurde, musste lächeln.

»Das will ich nicht hoffen. Aber ja, es wurde der eine oder andere Vorschlag in der Richtung gemacht. Auch ganz vernünftige«, erklärte Sebastian rasch.

»Spielplätze, Gruppenführungen, Picknickplätze, Nachtwanderungen, Eisbuden«, stöhnte Theo. »Indianernachmittage, Trapperstage, Weihnachtsfest.«

»He, du bist ja richtig gut. Ich werde der Stadt mitteilen, dass ich hier jemanden mit nützlichen Ideen habe.«

»Mach mich nicht fertig!«

Sebastian grinste. »Mal im Ernst, wir werden ein bisschen was anbieten müssen. Eis an der Kasse sollte das kleinste Problem sein. Einen netten Holzspielplatz, zwei Aussichtsgerüste und Sitzbänke werden wir auch unterbekommen. Aber was ich eigentlich meinte: Es wurde vorgeschlagen, auf Dauer ein oder zwei andere Arten aufzunehmen. Vielleicht ein Luchspärchen, Waschbären, die irgendwo ihr Unwesen treiben und versetzt werden müssen. Unten am Wasserlauf eventuell Otter.«

Plötzlich ganz Feuer und Flamme lehnte Kathrin sich vor. »Waschbären?« Ihre Augen leuchteten. »Für einen Haufen Waschbären kann ich mit Besuchern leben. Ich kann nur für nichts garantieren, wenn jemand anfängt, Scheiße durch den Zaun zu stecken. Kaugummis oder Schokoriegel oder Schlimmeres.«

Theo schnaubte. »Das soll sich mal einer wagen. Dem hau ich die Schaufel auf den Kopf.«

»Du brauchst ihnen nur deine Zombie-Arme zeigen. Das reicht als Abschreckung«, gab Kathrin breit grinsend zurück. Theos Arme waren bis auf den letzten Zentimeter mit blutigen Darstellungen von Untoten bedeckt, die im krassen Gegensatz zu seinen freundlichen Hundeaugen standen. »Ich wäre dir übrigens sehr dankbar dafür.«

»I mach de Kasse. Wenn ma oana komisch aussieht, lasse i den gar ned erst nei. So oafach is des.«

Die allgemeine Stimmung wandelte sich ins Positive, aber Mark konnte sich nicht mit dem Gedanken anfreunden, dass sich ihre kleine Welt so sehr verändern sollte. Vielleicht, weil es ihm schwerer als den anderen fallen würde, sich anzupassen.

Er war so froh um seinen stillen Arbeitsplatz, an dem alle wussten, dass er seit frühester Kindheit stotterte und dass daran nichts zu ändern war. Wenn es etwas gab, das ihn noch mehr störte als Mitleid und Starrer, dann Menschen, die ihm schlaue Ratschläge gaben oder versuchten, das Rätsel *Mark Schwanitz* zu lösen.

Dem nächsten besorgt dreinschauenden Gutmenschen, der ihm eine Psychotherapie oder noch besser eine Kristalltanzwunderkur empfahl, würde er vermutlich vors Schienbein treten. Als hätte er nicht schon jede mögliche Behandlung hinter sich! Als wären seine Eltern nicht mit ihm durch ganz Deutschland und die Schweiz gegondelt, um herauszufinden, was in seinem Gehirn nicht richtig verkabelt war. Aber es gab keinen Grund für seinen Sprachfehler. Er war schlicht so geboren worden.

»Bevor ihr hier Schlachtpläne gegen die Besucher schmiedet oder das neue Areal mit Kamelen und Ameisenbären bevölkert...«

»Ameisenbären sind immerhin auch Bären. Wir könnten...«, redete Kathrin dazwischen.

»Sind sie nicht, sie sind doch mit Faultieren verwandt. Hast du in der Schule nicht aufgepasst?«

»Heißen aber Bär!«

»... lasst uns eben noch einmal ernst werden. Die Entscheidung ist also getroffen. Und nur, damit wir das hier im Team klarhaben: Es war nicht unbedingt meine, sondern eine, die mir von außen aufgezwungen wurde. Wie wir genau vorgehen, werden wir später besprechen. Aber ich schätze, dass die Bauarbeiten noch in diesem Jahr beginnen werden. Am besten, sobald die Bank und die Stadt sich mit dem Kredit einig geworden sind. Nächstes Frühjahr sollten wir eröffnen können. Und bis dahin...« Sebastian zog einen Hefter aus der Mappe und schob ihn über den Tisch.

»... können wir unseren Neuzugang aufpäppeln.« Er sah Mark fest an, als ahnte er, dass der sich am wenigsten mit der neuen Situation abfinden konnte. »Wir bekommen einen Kodiak.«

Mark horchte auf. Er griff nach dem Hefter und öffnete ihn. »W-w-woher?« Der Kodiakbär war der größte Vertreter der Braunbärenfamilie und selten noch dazu.

»Er kommt aus einem Wanderzirkus, der durch Mexiko und ein paar südliche Bundesstaaten der USA getingelt ist. Fragt mich nicht, wo die ihn herbekommen haben. Es wird einer der üblichen Wildfänge sein«, erklärte ihr Chef deutlich entspannter als zuvor.

Eine Handvoll pixeliger Fotos rutschte Mark in den Schoß. Interessiert betrachtete er sie, konnte aber außer einem großen Haufen verfilzten Fells nicht viel erkennen. Offenbar waren die Aufnahmen im Halbdunkel gemacht worden. Gut für den Bären, schlecht für seine Neugier.

Sebastian fuhr fort. »Ganz miese Nummer. Die Tierschutzgesetze dort sind anders als bei uns, das wisst ihr ja. Aber in dem Fall ging das mit der Enteignung recht fix. Ist 'ne lange Geschichte. Der Zirkus hatte finanzielle Probleme und sich als Drogenkurier einsetzen lassen. Und weil die Amis ja nicht doof sind und die Grenze zu Mexiko im Auge behalten, haben die Zirkusleute den Stoff in Tüten verpackt und den Tieren untergeschoben.«

Theo wurde bleich. »Sag nicht, sie haben sie ihnen...«

»Doch, sie hatten unter anderem ein Löwenpärchen, dem sie das Zeug in den Bauch haben operieren lassen. Irgendein Schwein mit einem Skalpelli hat sie in Mexiko aufgemacht, das Zeug reingepackt, und irgendwo in Texas in der Pampa wurde das Ganze wieder entnommen. Meistens Kokain.« Sebastian schien kurz davor, auf den Boden zu spucken. »Dadurch war die Frage der Tierhaltung jedenfalls ratzfatz durch. Als unsere Leute vor Ort die Hand auf die Tiere gelegt haben, war es den Schmugglern ziemlich egal, was aus ihnen wurde. Dieser Bär jedenfalls... Es lässt sich nicht genau sagen, wie alt er ist. Das Gebiss passt nicht zu den Aussagen des Zirkusdirektors, wie lange sie ihn schon haben. Auf jeden Fall ist er noch nicht

ganz ausgewachsen, jünger als zehn Jahre also. Sein Zustand ist nicht gut, aber auch nicht katastrophal. Entzündete Augen, falsche Ernährung, Liegestellen, Wunde an der Nase, Schwielen, gestörtes Verhalten. Damit werden wir aber wohl fertig, oder?«

Theo trommelte mit dem Kaffeebecher auf den Tisch, Kathrin strahlte und Gertrud sagte aus tiefstem Herzen: »Den krieg'n mia scho wieda hin, den arma Burschn.«

»Das sehe ich auch so. In etwa zwei Wochen kommt er an. Und...« Sebastian hob vielsagend den Zeigefinger. »... wenn wir nicht neue Optionen hätten, hätte ich vermutlich ablehnen müssen.«

»Ja ja,«, stöhnten Kathrin und Theo im Chor, und Mark kam sich vor, als wäre er gar nicht mehr im Raum. Als hätte er mit all diesen Entscheidungen und Erlebnissen nichts zu tun. Zwischen seinen Kollegen und ihm hatte sich eine Barriere gebildet. Ein Graben hätte nicht breiter sein können.

Er leckte sich die Lippen und fragte: »W-w-wie h-h-h-heißt er?« Namen fand er wichtig. Den Bären war es vollkommen egal, wie man sie rief. Sie reagierten sowieso vorzugsweise auf das Klappern der Futtereimer. Aber Mark war der Meinung, dass ein Name zu dem Prozess gehörte, sie von einem missbrauchten Gegenstand in ein lebendiges Wesen zu verwandeln.

Um Sebastians Mundwinkel zuckte es. »Peggy.«

»Peggy?« Gertrud sperrte Mund und Augen auf. Auf ihrem wettergegerbten, faltigen Gesicht stand pure Entrüstung.

Kathrin schloss sich ihr an. »Hast du nicht gesagt...«

»Ja, ihr habt es schon richtig verstanden. Der Bär ist ein Männchen. Entweder sie haben es nicht gemerkt oder es war ihnen egal.«

»Nicht gemerkt?« Theo zeigte ihm einen Vogel. »So blind kann man ja gar nicht sein. Peggy. Das ist doch kein Name für einen Bären. Egal, ob Männlein oder Weiblein.« Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und winkte hinter dem Rücken ihres Chefs zu Mark herüber. »Das wäre dir garantiert nicht passiert, häh? Einen Schwanz mit einer F...«

»Theo!«, fuhren die Frauen ihn gleichzeitig an, sodass er sich lachend geschlagen gab.

Mark zeigte ihm den Mittelfinger und schwor sich, ihm später eine gepfefferte Retourkutsche per SMS zu schicken.

Kapitel 3

Das Heben und Senken hatte aufgehört. Auch die Stöße, die ihn immer wieder gegen die Wände seiner beengten Umgebung geworfen hatten, waren zum Erliegen gekommen. Nicht jedoch das Kratzen seiner Krallen auf dem dünnen Blech, das die Kiste von innen auskleidete.

Er zitterte. Verwirrung, Stress, Anspannung, Angst.

Die Welt um ihn wankte erneut. Er konnte sich nicht erinnern, wann sie zuletzt stillgestanden hatte.

Von seiner rollenden Kiste hatten sie ihn in eine andere gehen lassen, von da an einen anderen Ort, er spürte ein kurzes Stechen und dann Dunkelheit. Als er aufwachte, war er von scharfen Gerüchen umgeben gewesen. Immer wieder auch von fremden Stimmen, die miteinander und scheinbar auf ihn einredeten. Sie hatten nicht aggressiv geklungen, aber das Fremde, das Bedrohliche war ihm trotzdem auf den Magen geschlagen. Vielleicht war es auch das Futter gewesen, das so ganz anders roch, als er es gewohnt war.

Kaum, dass er sich ein wenig wohler fühlte, hatten sie ihn wieder angegriffen, ihn gestochen und erneut in eine Kiste getrieben. Der neue Bau war viel zu eng gewesen. Doch bevor er sich wehren konnte, war er zu träge geworden, um sich darum zu scheren.

Dann begann das Rumpeln, Rattern, Pfeifen und Schrillen. Es hatte ihn bis hierher begleitet.

Seine Schnauze fühlte sich eigenartig an, schmeckte noch seltsamer. Auf und ab bewegte sich seine Welt, drehte sich um ihn. Er hatte Durst. Wann würden sie ihm seine Schüssel geben? Wollten sie ihn verdursten lassen?

Verdursten. Was bedeutete das überhaupt? Er rammte den Schädel gegen die Wand und vertrieb das fremde Wort aus seinem Bewusstsein.

Von außen sprach jemand. Er kannte die Stimme. Sie war immer wieder aufgetaucht, seitdem er in der Kiste gefangen war.

Manchmal in Verbindung mit Wasser oder Fressen. Dennoch warnte ihn sein Instinkt. Etwas passierte. Es roch falsch und doch richtig. Fest und würzig und voll und leicht zugleich. Vertraut? Nicht ganz.

Wieder begann die Kiste zu rütteln und sich zu bewegen, dann ruckte sie und stand still. Mehrere Menschen waren in seiner Nähe, alles Fremde.

Neues tauchte auf, als jemand die Wand vor ihm öffnete. Vor zwei Beinen erkannte er Gitterstäbe und dahinter... Grün.

Der Bär spürte ein Sehnen wie nie zuvor. Dabei war es immer in ihm gewesen. Er hatte es nur vergessen. Ein paar letzte Bewegungen hinter ihm, ein Klirren, ein Ruf, dann öffnete sich das Gitter.

Marks Herz schlug ihm bis zum Hals. Es ging ihm jedes Mal so, wenn sie einen Neuzugang bekamen. Sie wussten nie genau, was sie erwartete, wenn das neue Tier ins Freie trat. Fotos konnten oft nicht vermitteln, wie sehr man die Bären misshandelt hatte, denn die Grausamkeit spiegelte sich meistens nicht nur in den sichtbaren Wunden, sondern auch im Verhalten wider.

Heike sprach leise mit der resoluten Amerikanerin, die den Bären auf dem Flug begleitet hatte. Die Frauen hielten Abstand vom Zaun und bewiesen damit mehr Zurückhaltung als die Mitarbeiter des Parks.

»Wir sollten gehen«, bemerkte Sebastian lahm. »Ihn in Ruhe lassen. Einer reicht als Wache.«

»Hm«, machte Theo und trat von einem Fuß auf den anderen. »Wo steckt eigentlich Kathrin?« Dass sich einer von ihnen die Ankunft eines neuen Bewohners entgehen ließ, war mehr als ungewöhnlich.

»Spielt Vogelmama.«

»Huh?«

»Bringt alles raus, was sie gegessen hat.«

»Aber sie füttert hoffentlich nur das Klo.«

Die Männer lachten nervös, während Gertrud Unverständliches murmelte und sich ihren Schal enger um den Hals zog. Ihre kleine, wundgeriebene Nase lugte über dem Stoff heraus, und alle paar Minuten nieste sie geräuschvoll.

Mark hielt es nicht länger bei seinen Kollegen aus. Er ging ein Stück am Gitter entlang und stellte sich auf einen der gefällten Baumstämme, die aufgestapelt am Wegesrand lagen und ihnen manchmal als Sitzgelegenheiten dienten. Wenigstens daran würde sich in Zukunft nichts ändern.

Seit der ersten Lagebesprechung waren viele Steine ins Rollen gekommen. Gestalter, Spendengeber, Tourismusprofis, Kollegen aus anderen Parks mit ähnlichen Anlagen hatten sich die Klinke in die Hand gegeben. Allmählich nahm das Konzept *Öffentlicher Bärenpark* Formen an.

Mark war erleichtert, dass man sich geeinigt hatte, dem Park einen rustikalen Anstrich zu geben. Wege, Beschilderung und Rastplätze sollten die Illusion erzeugen, durch kanadische Wälder zu streifen. Plastikschilder oder schreiend bunte Spielplätze würde es nicht geben, dafür einen Waldlehrpfad, einen Totemplatz und ein Holzhäuschen, in dem man sich durch Bilder und Videos über die Misshandlung der Bären informieren konnte.

Nichtsdestotrotz hatte sich zu seiner ursprünglichen Sorge wegen der vielen Veränderungen eine neue gesellt: Sebastian hatte ihm den Finanzplan gezeigt. Seitdem wachte Mark regelmäßig nachts auf und fragte sich, was werden sollte, wenn sie sich verkalkulierten. Wenn nicht so viele Besucher kamen, wie der Verband hochgerechnet hatte. Würden sie dann alle ihre Arbeit und die Tiere ihr Zuhause verlieren? Das wollte er sich nicht einmal vorstellen.

Mark wandte sich halb um, als er aus dem Augenwinkel eine Bewegung auf der Hauptanlage bemerkte. Ein dunkler Umriss drückte sich um einen Baumstamm herum und beobachtete wachsam das Treiben der Menschen.

»S-schon gut, Großer«, raunte Mark. »N-niemand tut d-dir was.«

Doch der Kragenbär Krümel, der aus einer Gallenfarm gerettet worden war, schien ihm nicht zu glauben. Er verschwand wieder im Unterholz.

Ein leiser Ausruf lenkte Marks Interesse wieder zum eigentlichen Grund ihres Wartens. Schnell ließ er den Blick zur Reisekiste zurückschweifen, nur um eine gewaltige Pranke ins Freie tasten zu sehen. Einen Moment später verschwand sie wieder und ließ Mark verfluchen, dass sie die Kiste mit der geschlossenen Seite zu ihnen aufgestellt hatten. Für den Bären war das besser, aber er platzte fast vor Neugier.

Wir sind zu viele hier, dachte er. Wir sollten ihn wirklich allein rauskommen lassen.

Aber er brachte es nicht über sich, sich abzuwenden. Jeder Neuankömmling war ein kleines Wunder, das es zu bestaunen galt. Doch in diesem Fall war es anders. Nicht nur, weil es sich um einen seltenen Kodiakbären handelte.

Es war, als würden sie mit ihm eine neue Ära einleiten, eine Zeit der Veränderung. Vielleicht kam es Mark auch nur so vor, weil er wusste, dass der Neue nur dank der Umbaumaßnahmen zu ihnen gekommen war. Eigentlich waren sie voll belegt gewesen und hätten erst wieder ein Tier aufnehmen können, wenn ein anderes vorher ging. Jetzt hatte Sebastian ein Auge zugeedrückt, weil man wusste, dass in wenigen Monaten ein neues Stück Land an die Freianlage angeschlossen werden würde.

Heike kam zu ihm herübergeschlendert, unter dem Arm Begleitpapiere und ärztliche Unterlagen. Glücklicherweise folgte ihr keiner der anderen. Auch die Tierbegleiterin Mrs. Wilkinson, die bei ihrer Ankunft energisch auf Mark eingeredet hatte, hielt sich fern. Er hatte sie zwar verstanden – sein Englisch und Französisch waren hervorragend –, aber in einer fremden Sprache antworten... Das konnte er beim besten Willen nicht.

»U-und?«, fragte er, als Heike neben ihm auf den Baumstamm kraxelte.

»Was und?«

»B-bef-f-fund-e?«

»Für das, was er hinter sich hat, sieht er ganz gut aus.«

Sebastian winkte ihnen zu und bedeutete, dass sie gehen würden. Mit Mrs. Wilkinson und Gertrud rechts und links, und Theo misstrauisch hinterherschlingend bog er auf den Pfad ein, der zum Futterhaus führte.

Ein Seitenblick verriet Mark, dass Heike die Stirn gerunzelt hatte. Doch länger konnte er sie nicht beobachten. Da war wieder eine Bewegung am Transportkäfig gewesen. Deshalb beließ er es bei einem »A-aber?«

Die Tierärztin gab einen nachdenklichen Laut von sich. »Ich weiß es nicht. Auf der einen Seite ist er erstaunlich gesund. Er ist das einzige Tier aus dem Zirkus, das nicht bis zum Anschlag verwurmt gewesen ist. Und seine Zähne sehen auch nicht aus, als hätte er lange in Gefangenschaft gelebt und vielleicht am Gitter genagt. Überhaupt, wenn man mir das Gebiss ohne Hintergrundinformationen gezeigt hätte, hätte ich vermutet, dass es zu einem viel jüngeren Tier gehört. Zwei bis vier Jahre höchstens. So jung kann er aber nicht sein.« Sie tippte sich an die Oberlippe. »Dann sind da noch die Nierenwerte, die ich nicht verstehe. Und die bleichen Schleimhäute, die nicht zum Blutbild passen.«

Besorgt, obwohl er den Bären noch nicht einmal zu Gesicht bekommen hatte, ruckte Mark zu ihr herum. »W-w-w-as h-h-h-h-heißt das?«

Sie zuckte die Achseln. »Wie gesagt, ich weiß es nicht. Ich werde ein paar Kollegen anrufen, um mich mit ihnen zu besprechen. Vielleicht haben sie schon mal ähnliche Erfahrungen bei einem Kodiak gemacht. Mir fehlt da echt der Vergleich. Ist ja nicht so, dass die Nierenwerte besonders schlecht wären. Nur eben auffällig. Vielleicht haben sie ihm einfach zu wenig Wasser zur Verfügung gestellt. Ich stochere da gerade ehrlich gesagt im Dunkeln.«

Mark dankte ihr mit einem Nicken und einem Lächeln für ihre Ehrlichkeit. Ihm war es lieber, wenn sie zugab, nicht zu wissen, was los war. Ihr früherer Tierarzt hatte manchmal auf gut Glück behandelt und dabei ein paar üble Böcke geschossen.

»He, ich glaub, es geht los«, flüsterte sie plötzlich.

Mark stellte sich auf die Zehenspitzen, um nicht eine der Gitterverstärkungen vor den Augen zu haben.

Heike hatte recht. Sehr langsam schob sich ein massiger Körper aus der Kiste. Nach ein paar Zentimetern hielt der Bär inne. Mark konnte fürs Erste nur den rechten Vorderlauf erkennen. Mit angehaltenem Atem wartete er.

Minuten verstrichen, in denen der Kodiak halb im Freien stand. Sein Kopf schien gesenkt zu sein. Einmal flogen Gras und Erde auf, als würde er im Boden scharren. Dann löste er sich allmählich aus der Sicherheit der Kiste. Zwei Schritte zur Seite, drei nach vorn, und er stand in seinem kleinen Quarantäneabteil der Freianlage, die Schnauze erhoben und breitbeinig, als traute er dem Untergrund nicht.

Mark hörte ein Zischen an seiner Seite und wusste, dass Heike genau wie er die Luft angehalten hatte. Zutiefst berührt von dem Wissen, dass ihr neuer Schützling sicher seit Jahren keinen Baum gesehen und keinen Erdboden gerochen hatte, legte er Heike den Arm um die Schultern. Augenblicklich griff sie nach seiner Hand und drückte sich näher an ihn.

»Er ist...«, flüsterte sie und schwieg.

Mark verstand. Es gab keine Worte.

Der Kodiak war deutlich größer als die anderen Bären im Park. Wenn er erst einmal ausgewachsen und gut ernährt war, würde er wohl gut sechshundert Kilogramm auf die Waage bringen, wenn nicht sogar mehr. Dabei war er hochgewachsen und hatte längere Gliedmaßen als ihre Braun-, Grizzly- und Kragenbären. Auch seine Schnauze war länger, sodass er weniger putzig wirkte. Er strahlte etwas Majestätisches aus, das Mark sonst eher mit Löwen in Verbindung brachte und das ihm Respekt einflößte.

Der Bär bewegte sich ein Stück von der Kiste weg. Sein Schädel schwankte von einer Seite zur anderen, bis er Mark und Heike ins Auge fasste. Sofort versteifte sich sein Körper. Er reckte die Brust heraus, als wollte er sich aufrichten, blieb jedoch am Boden und starrte sie an. Hielt ihren Blick. Lange.

Heike murmelte: »Was tut er da?«

Mark hatte keine Antwort. Auch ihn irritierte der Blick des Bären. Es lag etwas darin, das nicht zu einem Wildtier passte. Andererseits war der Kodiak kein richtiges Wildtier. Er hatte bei Menschen gelebt. Und da nicht klar war, wie alt er war und wie lange er mit dem Zirkus durch das Land gezogen war, mochte es durchaus sein, dass er eine Handaufzucht war. Aber selbst die wurden nie wirklich zahm und blieben, was sie waren: Raubtiere.

»Immer wieder komisch, wenn sie hier ankommen«, sagte Heike leise. »Was er wohl erlebt hat? Und was er für Macken entwickelt hat?«

Auch Mark stellte sich diese Fragen. Ihre Bären wiesen die merkwürdigsten Verhaltensweisen auf. Manche schiefen immer noch in derselben verkrümmten Haltung, in der man sie früher in die Gallenkäfige gezwungen hatte. Andere liefen immer dieselben Areale ab, Meter für Meter, obwohl sie viel mehr Platz zur Verfügung hatten. Sie markierten die Größe ihrer alten Gehege und konnten sich nicht aus dem Trott lösen, dem sie jahrelang gefolgt waren.

Warum sollte also nicht einer von ihnen die Eigenart entwickelt haben, Menschen niederzustarren? Den Feind immer im Auge zu behalten?

»Matunnos«, sagte Mark gedankenverloren.

»Wie bitte?«

»Matunnos. S-s-sein N-n-name.«

»Nie gehört. Was heißt das?«

Aber Mark konnte es ihr nicht erklären. Auch nicht, warum er den Namen des keltischen Bärengottes für angemessen hielt. Er passte schlicht zu dem Koloss, der sich jetzt langsam von ihnen abwandte und auf staksigen Beinen zu dem Futter tappte, das sie für ihn bereitgelegt hatten. Suchend schnüffelte er an Obst und Gemüse, entdeckte zielsicher die Weintrauben dazwischen und begann, sich darüber herzumachen. Von hinten, mit dem kurzen Schwänzchen im zimtfarbenen Fell, sah er gar nicht mehr königlich aus.

»Tja, das wirst du mit Kathrin ausdiskutieren müssen«, erklärte Heike grinsend. »Sie wollte ihn passend zu Krümel Cookie nennen.«

Als die Sonne unterging, arbeitete der Bär sich aus dem Dickicht hervor. Das Rascheln der Blätter legte sich auf seine Sinne, die frischen Düfte waren wie eine wohltuende Berührung. Er wollte sich in ihnen suhlen und warf sich auf den Boden, rollte sich auf Gras, Laub und Moos umher, reckte die steifen Gliedmaßen und schüttelte sich. Er gähnte und zeigte dem verbliebenen Licht die Zähne.

Dann setzte er sich langsam in Bewegung, um sein neues Revier zu erkunden. Nachdem er die Kiste verlassen hatte, hatte er keinen Drang danach verspürt. Zu müde war er noch gewesen, zu hungrig und durstig. Also hatte er nach und nach das Futter hinuntergeschlungen, aus dem Wasserbecken getrunken und sich anschließend in der geschützten Mulde unter dem Buschwerk hingelegt. Geschlafen hatte er dennoch nicht sofort.

Sie waren auf der anderen Seite des Hangs unruhig hin- und hergelaufen, die anderen.

Auch jetzt nahm er sie wahr, als er mit gesenkter Schnauze die Spuren seiner Vorgänger erkundete. Sie hielten sich fern. Ein Teil von ihm wartete darauf, dass sie ihn stellten, immerhin befand er sich auf fremdem Boden. Trotzdem wusste er mit einer Gewissheit, die er sich nicht erklären konnte, dass sie ihn nicht angreifen würden. Etwas hielt sie davon ab.

Den federnden Erdboden unter den Tatzen zu spüren, sandte behagliches Schaudern zwischen seine Schulterblätter. Er suchte sich eine schief gewachsene Erle und scheuerte genüsslich den Pelz daran. Von Kopf bis zu den Flanken rieb er sich das Fell, bis sich alte Verklebungen lösten und Luft an die Haut kam.

Das fühlte sich so viel besser an als die Enge in der rollenden Kiste und der noch kleineren danach.

Anschließend trottete er einen Wildwechsel entlang. Er konnte riechen, dass die Grauen hier gewesen waren. Einige von ihnen.

Sie waren leichter und schwächer als Bären, aber weit bessere Jäger. Es war gut, sie in der Nähe zu haben. Oft war ihre Beute so groß, dass sie zu viel für das Rudel war. Und dann lohnte es sich, bei dem Kadaver vorbeizuschauen und die Raben zu verscheuchen, bevor sie die besten Bissen stahlen.

Sie und die Grauen waren nicht die einzigen Jäger im Wald. Da waren auch noch die Zweibeiner. Sie waren in seiner Nähe gewesen, als er ankam. Er zögerte. Waren sie es jetzt noch?

Er wünschte, sein Sehvermögen wäre besser. Eine unsinnige Vorstellung, von der er nicht wusste, woher sie kam. Dennoch wäre es ihm lieb gewesen, sich auf sein Augenlicht verlassen zu können, nicht nur auf die Nase, deren Zuverlässigkeit von der Windrichtung abhängig war.

Er war nicht weit von der Stelle entfernt, an der er aus der Kiste gekrochen war. Sie stand immer noch dort. Er wollte sich ihr nicht nähern, damit er nicht wieder darin gefangen wurde. Also machte er einen weiten Bogen um sie und geriet dadurch dichter an das grün bemalte Gitter.

Die Zäune fürchtete er nicht. Der Platz zwischen ihnen bot ihm so viel Bewegungsfreiheit wie nie zuvor. Außerdem wollte er sich gar nicht so viel bewegen. Seine Gelenke waren steif, und an den Stellen, an denen man ihm früher wehgetan hatte, stach es.

Gemächlich folgte er der eisernen Grenze und blieb erst stehen, als er sich sicher war, dass sich ein Zweibeiner in der Nähe aufhielt. Der Bär erkannte ihn. Es war ein Männchen, derselbe Mensch, der ihn zuvor beobachtet hatte.

Das Raubtier sog die Luft ein. Dieses Mal war der Mann allein. Das Weibchen, das nach Schmerz roch, war nicht bei ihm. Gut so. Er hatte sie nicht gemocht. Bei ihrem Anblick hatte es ihn geschüttelt.

Aber der Mann, das war etwas anderes. Wie ruhig er ihm entgegensah. Keine Spur von Hektik. Einen Stock oder ein knallendes Band hatte er auch nicht. Wie hieß das noch? Peitsche. Ja, Peitsche. Dann sprach der Zweibeiner ihn an. Stockend und leise. Freundlich.

Der Bär blieb in sicherer Entfernung stehen und betrachtete die Gestalt auf dem Baumstamm. Der Mann saß im Schneidersitz und hatte das Gesicht in beide Hände gestützt. Er fröstelte ein wenig. Menschen waren so schwache, empfindliche Wesen.

Ein weiteres Mal witterte der Bär, dann trat er näher an das Gitter. Zwischen ihm und dem Zweibeiner lagen immer noch zehn Schritte. Bärenschritte. Und ein sirrendes Etwas, das ihm nicht geheuer war. Er wagte nicht, es zu berühren.

Der Mann lehnte sich nach vorn, wirkte jedoch nicht aggressiv. Auch, als er aufstand, fühlte der Bär sich nicht bedroht. Ein aufgerichteter Mensch bedeutete etwas anderes als ein aufgerichteter Bär. Er wollte nicht kämpfen, nur näherkommen.

Trotzdem wich der Bär zurück, gerade so weit, dass man ihn nicht durch den Zaun stechen oder schlagen konnte. Sicherheits halber brummte er warnend.

Als Antwort ertönte ein leises Summen, gefolgt von sanften, stolpernden Worten. Er mochte diese Laute. Sie machten ihn zufrieden.

Der Mensch ging ein Stück am Zaun entlang, von ihm weg, holte aus und warf etwas über das Gitter. Dann murmelte er ein paar letzte Worte und wandte sich zum Gehen.

Nach einer Weile näherte der Bär sich der Stelle und schnupperte. Kleine, glatte Dinge lagen im Gras. Er kannte sie, hatte aber lange nicht mehr von ihnen gekostet. Vorsichtig nahm er eins von ihnen auf und machte sich an der harten Schale zu schaffen. Prompt glitt ihm das Geschenk zwischen den Lefzen hervor und fiel zurück ins Gras.

Wie man Nüsse knackte, würde er wohl erst wieder lernen müssen.

Kapitel 4

Die Säge glitt mit einem Jaulen durch das Rundholz. Sofort verdichtete sich der würzige Duft frisch geschnittenen Holzes, den Mark so gern roch. Er erinnerte ihn an seine Kindheit, als er in den Ferien mit dem Großvater hinter dessen heruntergekommenen Bauernhof Feuerholz gehackt hatte. Natürlich hatte sein Opa die Axt geführt und nicht ihm überlassen. Mark hatte nur die gespaltenen Scheite aufgesammelt und zu einem ordentlichen Haufen aufgeschichtet.

Trotzdem war er stolz wie Oskar gewesen. Feuerholz machen war ihr gemeinsames Ding gewesen. Ein echtes Männerding. Wichtiger als das war jedoch gewesen, dass der große, trotz seines Alters immer noch kräftige Bauer ein sehr schweigsamer Mann war. Wenn sie zusammen arbeiteten oder über die Felder spazieren gingen, um nach den Schafen zu sehen, hatten sie sich mit Grunzlauten und Handzeichen verständigt. Mehr brauchten sie nicht, um miteinander auszukommen.

Wahrscheinlich war der Großvater Mark deswegen am liebsten gewesen. Seine Oma war auch ein herzenguter Mensch, der seine Zuneigung in Tonnen selbstgebackener Kekse und Gugelhupfe zeigte, aber sie redete so schrecklich viel.

Die Tür in Marks Rücken ruckte ein paar Mal in ihrem Rahmen und öffnete sich mit einem Quietschen. Er sah über die Schulter und entdeckte Gertrud, die sich in den windschiefen Schuppen schob, die sie als Holzwerkstatt nutzten.

»Wia des hia scho wieda ausschaut«, stöhnte sie. Mit gerümpfter Nase und auf Zehenspitzen, als fürchtete sie, eine Staublawine auszulösen, trippelte sie näher. »Es wird wirkli Zeit, dass i hia eimoi Großeine mach. Aa, wenn ihr des ned woit's. In am Schweigestoi ko doch niemand's orbeitm.«

Mark kam sich vor, als hätte er Kraft seiner Gedanken den Geist seiner Großmutter heraufbeschworen. Dabei wohnte sie immer

noch quicklebendig auf dem alten Hof der Familie im Alpenvorland und drohte jedem mit der Suppenkelle, der auch nur die Idee äußerte, sie von dort zu verpflanzen.

Er unterdrückte ein Seufzen. »N-n-n-nein danke.« Ihren hauseigenen Putzteufel konnten sie in der Werkstatt wirklich nicht gebrauchen. Niemand würde hinterher etwas wiederfinden.

»Des war koa Ogebot, Burschi, sondern a Okündigung.«

Was blieb ihm da zu sagen? Sollten die anderen versuchen, Gertrud von ihrem Vorhaben abzuhalten.

Neugierig spähte sie auf das frisch geschnittene Holz und erkundigte sich, an was er arbeitete.

Er deutete auf den Bauplan auf dem Werk Tisch und hoffte, dadurch um größere Erklärungen herumzukommen.

»A Insektenhotel?«, las sie ab und schüttelte heftig den Kopf. »Ihr seid's doch olle verruggt g'woadn. Zu meina Zeit hobn mia de Viecha derschleng und eana koa Grand Hotel baut«, murzte sie.

Mark lächelte in sich hinein und schwieg. Es hatte keinen Sinn, Gertrud mit der Wichtigkeit des Gleichgewichts der Natur zu kommen und warum es deshalb eine gute Idee war, zukünftig auch die Besucher des Parks darauf hinzuweisen. Wenn sie sich dafür interessierte, konnte sie sich ja die Infotafeln durchlesen, die bald neben den fertigen Insektenhotels aufgestellt werden sollten.

»Da versteht ma de Wäid nimma. Des is wia mid desem ganzn neimodischn Kram aus Amerika. Da Theo hod ma heid moagn do wieda wos erzählt. Du glaubst des ned. Wenn der mid sein *Pätts* und *Potts* und *Täblettsen* ofangt, woass i nie, ob des etz' ausländisch is oda ob des Firmanoma san. Koa Woat versteh i do. Warum redn de Leid denn ned mehr Deitsch? Do kimmt ma si ganz bläd voa.«

Nun lachte Mark offen heraus. Es war einfach zu komisch, wie Gertrud sich aufregte, ohne zu merken, dass ihr Deutsch auch ziemlich zu wünschen übrig ließ. Sie hatte schon mehr als einmal Anrufer aus dem norddeutschen Raum verschreckt, wenn sie im breitesten Bayrisch losplapperte. Der gemeine Hannoveraner oder Berliner hatte dann keine Ahnung, ob sie ihm gerade einen Staubsauger verkaufte oder seine Fragen beantwortete.

»Lach mi no aus, du oida Gauna. Wengstens hos du ned imma so a Ding in da Hand«, grollte Gertrud halb im Scherz. Sie knuffte ihn mit ihrem spitzen Ellbogen. Dann schlug sie sich die Hand vor die Stirn. »Wo hob i nur mein Kopf? Deswegn bin i ja do. Sebastian wui di sprechn.«

Mark nickte. »D-d-d-d-danke«, haspelte er.

Er sollte wirklich mal wieder sein prähistorisches Handy aus dem Schreibtisch ausgraben und an den Strom hängen. Seitdem die ersten Pläne für den Umbau des Parks vorlagen, war ihre normale Arbeitsroutine unterbrochen. Dadurch war es nicht mehr so leicht, einzelne Leute ausfindig zu machen, wenn sie sich auf dem großen Areal bewegten. SMS wären da eine gute Hilfe, egal, wie neumodisch sie Gertrud erschienen.

Mark sägte noch die letzten Rundhölzer zurecht – sie sollten die Pfosten der Insektenhotels bilden –, dann folgte er Gertrud zum Bürogebäude. Er hatte sie absichtlich vorgehen lassen. Sie mochte ihn, das wusste er, aber sie tat sich mit seiner Schweigsamkeit schwer. Schlimmer noch, sie gehörte zu den Leuten, die ihm auf den Mund starrten und stumm die Worte formten, die er nicht herausbringen konnte. Er kam sich dann jedes Mal wie ein Kleinkind auf dem Topf vor, das vor den Augen aller Verwandten sein erstes Geschäft erledigen sollte. Na ja, ganz so schlimm vielleicht dann doch nicht. Unangenehm war es aber trotzdem.

Sebastian erwartete ihn in dem geräumigen Hauptbüro. An den vergilbten Wänden waren helle Rechtecke zu sehen, wo früher Bilder gehangen hatten. Vielleicht auch Belobigungen oder andere Ehrenbezeugungen für den Kommandanten der Militäranlage. Die wenigen Regale und der eher mickrige Schreibtisch wurden von der Größe des Zimmers fast verschluckt.

Sein Chef saß auf dem einzigen Stuhl im Raum und ließ die Feder des altgedienten Büroungeheuers leise quietschen, als er sich darin zurücklehnte. »Da bist du ja«, begrüßte er ihn. Mit einem Nicken deutete er auf die Schreibtischplatte.

Mark lehnte sich dagegen und sah Sebastian erwartungsvoll an.

»Kommst du in der Werkstatt voran? Reicht das Material?«

»D-d-d-der B-b-b-b-b-b-b-b. Sch... B-b-b-b-b-ba...«

»Lass dir Zeit.« Sebastian machte eine halb beschwichtigende, halb aufmunternde Geste.

Mark verzog das Gesicht und begann von vorn. »D-d-d-der Bam-b-bus f-f-fehlt noch.« Er atmete durch und stürzte sich auf die nächste Hürde. »S-s-sonst ist alles o-o-o-okay. G-g-g-g-geht voran.«

»Super. Dann hätten wir das schon mal aus dem Weg, bevor die Jungs mit dem schweren Gerät anrücken.« Sebastian strich kurz mit der Hand über einen Lageplan des Parks, der über der Tastatur seines Computers lag. »Wir werden noch mal umplanen müssen. Einen der Wege können wir nicht da ziehen, wo wir dachten. Irgendwelche baulichen Beschränkungen, frag mich nicht. Aber deswegen wollte ich dich nicht sprechen.«

»S-s-s-sondern?«

»Wegen dem hier.« Sebastian angelte nach einem Zettel und hielt ihn hoch.

Mark erkannte den Fetzen Papier sofort. Er hatte ihn am Morgen eilig bekritzelt und in Sebastians Fach geworfen.

»Versteh mich nicht falsch. Ich vertraue deiner Einschätzung. Aber warum glaubst du, dass die Transportkiste zu klein für Mattunos war? Ich hatte den Eindruck, dass er ganz gut zurechtkam.«

Mark rieb sich über das stoppelige Kinn. Er hätte wissen müssen, dass Sebastian seine Anmerkung und den Tipp für die Kollegen in den USA, für Kodiakbären etwas größere Transportkisten zu verwenden, hinterfragen würde. Warum hatte er es nicht gleich vernünftig aufgeschrieben, statt nur eine kleine Notiz hinzuschmieren?

In den folgenden Minuten stammelte Mark sich mühsam durch seine Erklärung. Sein Stottern war heute so schlimm, dass Sebastian ihm zwischendurch einen Block anbot, damit er seine Gedanken aufschreiben konnte. Doch dafür war Mark zu stolz. Vorher tricksen und einem Gespräch ausweichen war in Ordnung, das konnte er vor sich selbst rechtfertigen. Aber mittendrin aufgeben? Das tat er nur im äußersten Notfall.

Entsprechend lange dauerte es, bis er Sebastian von seinen Beobachtungen in Kenntnis gesetzt hatte. Davon, wie groß der Neuling Matunnos sich machen konnte, wie sehr er in der Schulterhöhe die anderen Bären überragte und wie seltsam steif er sich auch zwei Wochen nach seiner Ankunft immer noch bewegte. Meistens hinkte er nur auf dem rechten Vorderlauf, doch an manchen Tagen wankte er wie ein alter Mann durch sein Gehege und verlieh dem Ausdruck *Seebär* eine ganz neue Bedeutung.

Mark hatte sich die Mühe gemacht, die dürftige Fachliteratur über Kodiakbären zu durchstöbern und war dabei immer wieder auf Verweise gestoßen, welches enorme Gewicht diese Tiere erreichen konnten. Den europäischen Braunbären und den gemeinen Grizzly steckten sie locker in die Tasche. Da konnte eine standardisierte Transportkiste, die für diese beiden Spezies ausgelegt war, niemals eine bequeme Reise ermöglichen.

»Ich verstehe.« Sebastian neigte den Kopf und schien nachzudenken. »So oft wird ein Kodiak nicht transportiert. Schon gar nicht von Tierschützern. Aber bist du sicher, dass da nichts anderes hintersteckt?«

Es war eine rhetorische Frage. Sie konnten sich nie sicher sein, was in ihren Schützlingen vor sich ging. Schließlich konnten sie sie nicht fragen.

Er runzelte die Stirn. »V-v-v-v-vielleicht.«

»Kathrin sagte, er frisst immer noch nicht gut?«

Mark bejahte. Das war allerdings nicht ungewöhnlich. Matunnos hatte Schlimmes hinter sich, die lange Reise war wahrscheinlich das kleinste Übel seines Leidenswegs gewesen. Viele Neuankömmlinge brauchten eine Weile, bevor sie sich in ihrem neuen Zuhause zurechtfinden.

Außerdem hatte Mark beobachtet, dass Matunnos unruhig auf seine Artgenossen reagierte und sich leicht von ihnen aus der Ruhe bringen ließ. Kamen sie in die Nähe des Zauns, warf er sich in die Brust und zog sich gleichzeitig zurück. Das war ein seltsames Verhalten, wie er es nie zuvor bei einem Bären gesehen hatte. Aber für

ihre Bären galten ja selten normale Regeln. Es war also gut möglich, dass die Nähe der Artgenossen Matunnos' Appetit dämpfte.

»Wir werden ihn weiter beobachten«, entschied Sebastian. »Deine Idee gebe ich weiter, schaden kann es auf keinen Fall. Wenn ihm wirklich der Transport in den Knochen steckt, wäre es ja gut, wenn man es dem nächsten Kerlchen ersparen kann.«

Zustimmend nickte Mark und dachte, dass er seinen Chef wirklich mochte. Trotz der Zahlenberge, in denen Sebastian jeden Monat zu versumpfen drohte, verlor er nie das einzelne Tier aus den Augen. Wenn er ein bisschen jünger und ein bisschen weniger hetero gewesen wäre, hätte Mark glatt sein Glück bei ihm versucht.

Ihm brannte der Pelz. An diesem Ort wurde es nicht so schnell warm wie er es gewohnt war, aber die Wärme stach und fühlte sich komisch an, roch noch seltsamer. So feucht.

Der Bär wuchtete sich auf die Pranken, um von dem Sonnenfleck auf der Wiese in den Schatten zu trotten. Bei jedem Schritt entlastete er ein Vorderbein.

Ein Restschmerz war geblieben. Manchmal nur in der Schulter, manchmal in allen Gelenken. Meist fühlte er sich schwach, obwohl er gut gefüttert wurde und er sich ordentlich bewegen konnte.

Allmählich gewöhnte er sich an sein neues Leben. Die Gerüche wurden vertrauter. Gewisse Geräusche erschreckten und provozierten ihn nicht länger. Das Rattern des Metalldings, das Scharren des Grabdings, mit dem Kot entfernt wurde, das Klappern der Futterdinger.

Er tapste um ein Stacheldickicht, das bestimmt bald reife Früchte tragen würde, und schielte zum Zaun hinüber. Auf der anderen Seite, in einigem Abstand, stand einer der *anderen* und beobachtete ihn neugierig.

Es war ein Weibchen. Ihr dunkelbraunes Fell war ein wenig zottelig und eines ihrer Ohren eingerissen. Unter seinem Blick richtete sie sich auf, wankte ein wenig und begann dann, abwechselnd die

Hinterbeine zu heben und zu senken. Es sah aus, als versuche sie zu laufen, aber sie blieb auf der Stelle stehen, schaukelte von links nach rechts, drehte sich langsam und sah über seinen Kopf hinweg.

Es durchlief ihn kalt, ohne dass er wusste weshalb.

Er trottete weiter, fort von der eigenartigen Bärin. Überhaupt zog er es vor, sich von Artgenossen fernzuhalten. Manchmal kam ihm das falsch vor, manchmal gerade richtig.

Die Menschen interessierten ihn weit mehr, auch wenn er sie nicht alle gleich gern mochte. Drei von ihnen kamen am häufigsten.

Das Weibchen, das ihn manchmal fütterte, roch stark nach den Grauen und deren gezähmten Verwandten. Sie hatte eine freundliche Stimme, aber wenn sie sein Essen berührte, stank es hinterher nach fremdem Fell.

Dann war da ein Männchen, das stets nach der Ferne roch. Vielleicht fremde Kräuter. Auch diese Gerüche gefielen ihm nicht so recht, sie kitzelten ihn in der Nase und machten komische Dinge in seinem Kopf.

Der dritte war ihm am liebsten. Dabei trug auch dieses Männchen seinen ganz eigenen Geruch mit sich, der dem Bären scharf in die Nase stieg. Sauberkeit der Menschen und darunter etwas anderes, das ihm vage vertraut vorkam. Dieser Mann strahlte Ruhe aus, nahm sich viel Zeit, um bei ihm zu sitzen und ihn zu beobachten. Abends, bevor er das Gelände verließ, schaute er noch einmal bei ihm vorbei und sprach mit stockender Stimme zu ihm. Danach fiel dem Bären das Einschlafen leichter.

Der Bär legte sich in den Schatten einer umgestürzten Baumwurzel. Manchmal summte es in seinem Kopf. Dann waren da Fragen – und manchmal sogar Antworten –, die er nicht recht greifen konnte. Dinge, die er nicht verstand und trotzdem nicht vertreiben konnte. Dann dachte er, dass irgendetwas ganz falsch war, doch es entglitt ihm sofort wieder.

Bären suchten Nahrung, jagten manchmal, fraßen, paarten sich, fühlten, spürten Gefahr und verteidigten ihr Revier, aber sie *dachten* nicht nach.

Mark setzte die Bierflasche an den Mund, trank aber nicht. Das kühle Glas lag glatt an seiner Unterlippe und fühlte sich viel wirklicher an als die Post, die er in seiner Mailbox vorgefunden hatte.

Die körperliche Erschöpfung war vergessen, als er in die Höhe schnellte und durch sein Wohnzimmer zu tigern begann. Mal warf er einen Blick aus einem der schmalen Fenster, dann betrachtete er den Heizkörper darunter und dachte, dass das Mistding dringend einen neuen Anstrich brauchte. Und dann entdeckte er seine Spiegelung in der Glasscheibe und fand, dass er mit der Bierflasche am Mund aussah wie ein Karaoke-Sänger mit Ladehemmungen.

Rasch stellte er die Flasche ab, ohne auch nur einen Schluck getrunken zu haben, und verschränkte die Arme hinter dem Kopf.

Da hatte er sich ja in eine schöne Sache hineingeritten. Er war selbst schuld. Was lud er auch einfach Leute ein?

Klar, man sagte das so: »Wenn du in der Nähe bist, kannst du ja mal reinschauen.« Oder: »Du interessierst dich für Tierschutz? Ich zeig dir unsere Jungs und Mädels, falls du mal in der Gegend bist.«

Aber hatte er wirklich damit gerechnet, dass das Angebot angenommen wurde? Nein, natürlich nicht. Es war verdammt weit von Düsseldorf in den Bayerischen Wald.

Ärgerlich schnappte Mark sich seine Flasche, wünschte sich, sie wäre eine Kippe – er hatte diese Unsitte vor ein paar Jahren aufgegeben – und trank.

Sowas Bescheuertes, dachte er bei sich. *Was stellst du dich so an? Bist du echt inzwischen ein solcher Einsiedler geworden, dass du keinen Besuch willst?*

Er hatte doch nie Probleme mit anderen Leuten gehabt, früher auf dem Sportplatz oder in der Schule. Nicht wirklich jedenfalls. Seinen Teil an Spott hatte er schon kassiert, keine Frage. Ein paar Prügeleien hatte es auch gegeben, aber ob das an seinem Sprachfehler gelegen hatte oder an seiner Nasenspitze, konnte heute keiner mehr sagen. Warum also machte ihn die Vorstellung, Besuch zu bekommen, so nervös?

Weil du es nicht mehr gewohnt bist, neue Leute zu treffen, beantwortete er sich die Frage stumm. Du hast genau das gemacht, wovor dich alle immer gewarnt haben. Du hast dich eingeeigelt.

Missmutig startete Mark seinen Monitor an und ließ sich schließlich mit einem Stoßseufzer wieder auf den Stuhl sinken. Er las den Textabschnitt, der ihn so unruhig machte, ein weiteres Mal durch.

Übrigens, falls du nichts dagegen hast, wollen wir auf dein Angebot zurückkommen. Wir machen ab Ende nächster Woche ein bisschen Urlaub bei euch in der Nähe. Wir wohnen bei einem Freund. Wäre die perfekte Gelegenheit, sich mal Hallo zu sagen.

Mark wusste, dass es keinen vernünftigen Grund gab, abzulehnen. Doch es war eine Sache, sich im Internet mit jemandem zu unterhalten, und eine ganz andere, ihn dann auch zu treffen.

Er schloss die Augen und ging in Gedanken durch, was er Matthias alles erzählt hatte. War er zu weit ins Eingemachte gegangen? Hatte er ihm irgendetwas gesagt, was er von Angesicht zu Angesicht vielleicht lieber gelassen hätte?

Er konnte sich nicht entsinnen. Und wenn irgendjemand verstand, dass er hier und da beim Sprechen nicht vorankam und sich dadurch nicht so benahm, wie andere es tun würden, dann war das sicher Matthias. Eigentlich waren sie das perfekte Gespann: der eine so angeschlagen wie der andere.

Und es wurde wirklich Zeit, dass er jemanden kennenlernte, dachte Mark. Wenn das so weiterging, würde er bald an keinen Mann der Welt mehr denken können, ohne sich über dessen Beziehungspotenzial den Kopf zu zerbrechen.

Erst heute Mittag Sebastian, der nicht schwul war, jetzt Matthias, der in festen Händen war. Noch ein paar Jahre allein, und er würde die Bären ernsthaft auf die Liste möglicher Kandidaten setzen.

Er lächelte humorlos und begann, die E-Mail zu beantworten.

Kapitel 5

Die Fremden machten ihn nervös. Sie brachten große Gerätschaften mit und rissen damit den toten Boden hinter den Gittern auf. Ihre Stimmen schallten durch den Wald und wurden nur vom Kreischen der Metallungeheuer übertönt. Wenn sie morgens ankamen, verschwanden die Vögel. Er wäre auch gern verschwunden oder wenigstens ihren Gerüchen entkommen.

Der Anführer der Grauen lief auf der anderen Seite des Zauns entlang. Geduckt erklimm er den Hügel zwischen dem Wasserlauf und einer der Schlafgruben der anderen Bären. Seine Pfoten raschelten im Vorjahreslaub, das allmählich von Frühlingsgräsern überwuchert wurde.

Der Graue hatte die Ohren angelegt und die Rute zwischen die Hinterbeine gezogen. Argwöhnisch sah er sich um. Sein heller Blick streifte den des Bären. Fragend.

Der Koloss senkte den Schädel. Der Graue zog sich in den Schatten eines Baums zurück.

Sie verstanden sich. Obwohl sie nicht zur selben Art gehörten, fühlten sie sich gleichermaßen vom Treiben der Zweibeiner gestört, wenn nicht sogar gequält. Etwas war im Gange. Und es gefiel ihnen nicht.

Der Bär erhob sich. Hinter seiner Stirn regte sich etwas. Dieses eine Geräusch, das er in letzter Zeit so oft gehört hatte. *Matunnos*.

Es war ein merkwürdiger Laut. Die Zweibeiner brachten ihn hervor, wenn sie zu ihm kamen. Manchmal zirpend, dann wieder kratzig oder grollend und tief, aber immer freundlich.

Er gefiel ihm. Vielleicht meinten sie ihn damit. Ein Name... Wenn er nur gewusst hätte, was ein Name überhaupt war... *Matunnos*.

Gemächlichen Schrittes zog er sich tiefer in die Anlage zurück, fort von dem unerträglichen Lärm und hin zu dem Ort, der seine Nase kitzelte. Am Morgen hatten sie ihn durch das Gitter gehen

lassen, hinein in die Wände aus Holz und Stein, die ihn an die Vergangenheit erinnerten. Er hasste die Wände, aber dem Fischgeruch im Innern hatte er nicht widerstehen können.

Lange hatte er jedoch nicht darin ausharren müssen. Als das Gitter sich wieder hob, war er so schnell hindurchgekrochen, dass er sich den Rücken stieß. Und als er wieder den weichen Waldboden unter den Tatzen hatte, hatte er gerochen, was sie ihm gebracht hatten.

Das süße Kraftwasser hing in dem gewaltigen Baum mit den knorrigten Ästen. Sie versteckten es immer vor ihm. Warum, verstand er nicht. Dieses Mal drang der betörende Geruch aus geschnittenem Holz. Er richtete sich auf die Hinterbeine auf und schlug danach. Seine Krallen kratzten über tote Rinde, ohne etwas auszurichten. Er schnaufte ärgerlich, bevor er sich noch etwas größer machte und noch etwas wuchtiger nach dem pendelnden Versteck hieb.

Das Holz geriet ins Trudeln und schlug ihm gegen den Kopf. Nicht genug, um ihm wehzutun, aber doch ausreichend, um seinen Hunger zu Ungeduld zu schüren.

Weit riss er das Maul auf. Mit beiden Tatzen packte er nach seiner Beute. Der Buchenast, an dem sie befestigt war, ächzte. Mit seinem gesamten Gewicht hängte er sich an das Stück Holz, ohne sich darum zu scheren, dass seine Hinterbeine den Boden verließen. Etwas sagte ihm, dass seine Masse die Fasern, die seinen Schatz festhielten, schneller reißen lassen würde als jeder andere Trick.

Ein weiteres Mal stöhnte die Buche. Ein Riss zog sich durch die Rinde und gab weißes Baumfleisch frei. Dann gab der Ast nach. Der Bär fiel.

Mit einem Rumms kam er auf dem Boden auf. Er krümmte den Rücken, die Hinterbeine gerieten ihm durcheinander und er kugelte den Abhang hinunter, bis eine umgestürzte Wurzel ihn schmerzhaft bremste. Aber zwischen den Tatzen hielt er stolz seine Beute.

Ohne sich die Mühe zu machen, sich aufzurichten, steckte er gierig die Nase in die Öffnung im Holz. Da, er konnte es fast erreichen. Es roch herrlich, nach Sommer und Süße.

Einen Augenblick später hob er erbot den Kopf. Das Loch war viel zu klein für sein Maul! Gerade mit der Zunge kam er hinein!

Er schielte zum Zaun hinüber, wo eine hochgewachsene Gestalt stand und ihn beobachtete.

Matunnos brummte ungehalten. Verflixte Zweibeiner.

Mark stieß sich vom Zaun ab und stopfte die Hände in die Taschen seiner Arbeitsjacke. Der dunkelgrüne Stoff schlackerte lose um seinen Oberkörper. Er kaufte seine Jacken immer zwei Nummern zu groß, um im Winter mindestens einen dicken Pullover darunter tragen zu können.

Noch einmal betrachtete er Matunnos, der auf der Seite lag und die Zunge tief in dem Holzkegel mit Honig versenkt hatte.

Mark hatte in seiner Laufbahn schon einiges gesehen, aber ein Bär, der offensichtlich ganz bewusst sein Gewicht einsetzte, um einen Ast und damit sein Futter vom Baum zu reißen? Das war auch ihm neu. Er konnte nur hoffen, dass Matunnos sich nicht verletzt oder eine seiner alten Wunden zu sehr beansprucht hatte. Noch hatte er den Transport und seine traurige Vergangenheit nicht verwunden, und Mark machte sich Sorgen um ihn. Allerdings war der Anblick des riesigen Raubtiers, das mit einem Krachen auf dem Hintern landete, auch ganz schön komisch gewesen.

Mark lächelte, aber sein Gesicht fühlte sich kalt und steif an, als hätte er die ganze Nacht lang mit den Zähnen geknirscht. Wahrscheinlich hatte er das sogar. Er war nervös. Viel mehr, als er sich eingestehen wollte. Doch das stetige Pochen an seinem Hals, das Kribbeln seiner Fingerspitzen, das Gefühl, alle paar Minuten pinkeln zu müssen, ließ sich beim besten Willen nicht wegdiskutieren.

Er schämte sich ein bisschen. So aufgeregt zu sein, nur weil ein paar Leute vorbeikommen wollten... Das passte gar nicht zu ihm. *Sollte* nicht zu ihm passen.

In der Ferne hörte er jemanden fluchen. Wahrscheinlich einer der Bauarbeiter. Die Jungs, die angefangen hatten, den alten Asphalt aus dem Boden zu reißen, waren schon in Ordnung. Aber sie waren verdammt laut und konnten sich anscheinend nur dann hören, wenn sie sich gegenseitig ins Ohr blökten. Wenn Mark sich nicht so auf die neuen Naturpfade gefreut hätte, denen sie den Weg ebneten, hätte er sie mindestens drei Mal am Tag zum Teufel gewünscht.

Ein Blick auf die Uhr verriet, dass es Zeit war, sich auf den Weg zum Eingang zu machen. Am Tor wartete noch niemand auf ihn. Mark blieben noch ein paar Minuten, um sich in dem niedrigen Anbau die Hände zu waschen und einen Blick in den Spiegel zu werfen. Dass er nicht wie aus dem Ei gepellt aussah, wusste er, aber wenigstens auf Dreck oder Futterreste im Gesicht wollte er ganz gern verzichten, wenn er neue Leute traf. Es fehlte ihm gerade noch, dass er für Matthias und dessen Freund für alle *Zeit der mit den Wassermelonenkernen in den Haaren* war.

Er hörte die Besucher, bevor er sie sah. Viel mehr hörte er ihren Wagen, der sich mit ungesund röhrendem Motor an den Baufahrzeugen vorbeischlängelte.

Durch das ungeputzte Fenster sah er eine rostige Corsa-Schnauze auftauchen, bevor der Kleinwagen mit einem ambitionierten Schlenker vor dem Tor zum Stehen kam. Drei Türen öffneten sich, drei Männer stiegen aus. Sie sahen sich neugierig um und riefen sich scherzhafte Bemerkungen zu. Ihr Lachen klang unbefangen. Zweifelsohne waren sie nicht halb so aufgeregt wie er.

Mark nahm sich zusammen und verließ mit einem letzten grimigen Blick zum Spiegel den Anbau.

Matthias erkannte er auf den ersten Blick, doch er fragte sich, wer der beiden anderen sein Freund sein mochte. Der niederschmetternd gutaussehende Surftyp, der gerade mit einem Hüftschwung die Autotür zuknallte, oder der Fahrer, ein kräftiger Rothaariger mit *Simply-Red*-Gedächtnis-Lockenkopf, der mit einem belustigt-erbosten Blick sein Auto tätschelte, als hätte jemand dessen Gefühle verletzt.

Im Näherkommen fixierte er Matthias – und fragte sich, ob er genau das nicht lieber lassen sollte. Er hatte gewusst, was ihn erwartete. Sie hatten Bilder ausgetauscht. Doch Fotos konnten nicht wiedergeben, wie tief die Narben gingen, mit denen Matthias leben musste.

Mark kannte die Geschichte dahinter. Es war an einem Silvesterabend passiert. Ausgestattet mit einer Kiste Bier, die Matthias und seine Freunde aus einem elterlichen Keller geklaut hatten, und einem Sammelsurium Feuerwerk hatten sie sich früh von der eigentlichen Party verabschiedet und sich in einen nahen Park verkrümelt. Angetrunken vom ungewohnten Bier waren sie bald dazu übergegangen, aus Raketen und Böllern eigene Feuerwerkskonstruktionen zu bauen. Zündschnüre und Pulver wurden aus einem der Knaller ausgebaut und in andere eingearbeitet, Klebeband dazugegeben, wenn etwas nicht halten wollte, und alles unter mordsmäßigem Radau in die Luft gejagt. Mit der Zeit wurden sie immer wagemutiger, betrunkenener, dämlicher.

Und dann geschah das, was sie in ihrem Glauben an die eigene Unverwundbarkeit nicht vorausgesehen hatten: Eines der Feuerwerksmonster schoss nicht wie vorgesehen in den Himmel, sondern auf Matthias zu, direkt in sein Gesicht und verbrannte ihn so schnell, dass seine Freunde gar nicht begriffen, was vor sich ging. Hilflos mussten sie zusehen, wie er sich am Boden wälzte, wie seine Kleidung Feuer fing und die Flammen sich ausbreiteten. Als sie reagierten und das Feuer mit ihren Jacken erstickten, war der Schaden schon angerichtet.

Alles in allem hatte er Glück gehabt. Er hatte überlebt. Doch er hatte nach dem Unfall lange im künstlichen Koma gelegen und mehrere Operationen über sich ergehen lassen müssen, um Haut zu transplantieren und die Funktion seiner Gesichtsmuskeln wiederherzustellen. Die Ärzte hatten ein kleines Wunder vollbracht, aber ohne Spuren war es nicht abgegangen: Während die Haut an Matthias' Stirn und um die Augen mit einem dunkleren Ton seine halb spanische Herkunft verriet, war die untere Gesichtshälfte und mit ihr der Mund rosig-vernarbt und aufgeworfen. Seine Lippen

waren kaum noch als solche zu erkennen. Sein Mund klaffte wie ein Schnitt in seinem Gesicht und zog unweigerlich den Blick auf sich.

Schau ihm in die Augen, befahl Mark sich selbst. Schau ihm einfach in die Augen und konzentrier dich auf deinen eigenen Scheiß. Auf Sprechen zum Beispiel.

Aber fürs Erste musste er das gar nicht. Kaum hatte Matthias ihn entdeckt, kam er mit einem grausigen Grinsen auf ihn zu und packte ihn an den Schultern.

»Hey Mann«, polterte er undeutlich und zog ihn ohne weitere Vorrede in eine kräftige Umarmung. »Gut, dich endlich mal live und in Farbe zu sehen.« Es klang, als hätte er nur bedingte Kontrolle über seine Zunge – was vermutlich der Wahrheit entsprach.

Mark erwiderte die unerwartet herzliche Begrüßung nach kurzem Zögern und mit einem leisen »H-h-h-ey«.

Matthias legte ihm eine Hand auf die Schulter und drehte ihn schwungvoll zu seinen Begleitern um. Lallend, aber nichtsdestotrotz redselig stellte er sie einander vor.

»Mark, das ist Karsten, ich hab dir ja von ihm erzählt.« Er deutete auf den vielleicht dreißigjährigen Surftyp mit den halblangen, kunstvoll verwuschelten Haaren und den knackigen Designerjeans. »Und das hier ist unser Freund Ingo. Er kommt hier aus der Gegend und zeigt uns den Bayerischen Wald. Leute, das ist Mark. Bärenexperte, aber nicht die Art, der wir normalerweise begegnen.«

Ingo und Karsten lachten, letzterer etwas säuerlich. Mit einem schnellen Sprung war er bei seinem Freund.

»Soso, Karsten-ich-hab-dir-ja-schon-ihm-erzählt also. Will ich Details wissen?« Er sprach eine Spur aufgesetzt und in hoher Stimmlage. Doch in seinem Blick lag echte Zuneigung, als er Matthias mit der einen Hand kräftig in den Hintern kniff und die andere Mark mit einem strahlenden Modellächeln entgegenstreckte. »Hallo! Vielen Dank für die Einladung. Matthias redet schon den ganzen Tag von nichts Anderem.«

Mark ergriff die angebotene Hand und hatte Mühe, den Blick von Karstens ausnehmend hübschem Gesicht mit dem vollen Mund zu

nehmen. Der Mann war ein echter Hingucker. Wenn er auch nur halb so nett war, wie er aussah, war es kein Wunder, dass Matthias immer sagte, dass er ihn nie wieder von der Angel lassen wollte.

Ingo trat zu ihnen. Auch er begrüßte Mark herzlich, und ihm fiel auf, dass Ingo gar nicht so kräftig war, wie er auf den ersten Blick gedacht hatte. Er hatte nur ein sehr rundes Gesicht. Da half auch der rostrote Chin-Strap-Bart nicht wesentlich, der wohl Struktur in das sommersprossige Mondgesicht bringen sollte.

»D-d-du w-w-wohnst h-hier in der... N-n-n-n-nähe?«, fragte Mark ihn mühsam. Wie sehr er das Nähmaschinenhafte Stottern in diesem Augenblick hasste.

Ingo deutete vage über die Schulter. »Nicht ganz. In Zwiesel. Aber das läuft wohl noch unter nähere Umgebung.« Er grinste.

»Na, gemessen an Düsseldorf ganz bestimmt«, murmelte Kars-ten. Skeptisch beäugte er den aufgewühlten Weg am Tor. Bestimmt fürchtete er um seine Sneakers, die aussahen, als hätten sie mehr gekostet als Mark je für ein Paar Schuhe auszugeben bereit sein würde.

»Ist ja richtig was los hier«, bemerkte Matthias, nachdem er sich ausgiebig gestreckt und dabei auf dem Vorplatz umgesehen hatte.

»Kommen wir sehr ungelegen? Ihr scheint umzubauen.«

Mark nickte. Und schüttelte gleich darauf den Kopf. »U-umbauen ja. A-a-aber nicht ungelegen.« Er biss sich auf die Lippen und versuchte es noch einmal im ganzen Satz. »W-w-w-wir we-we-w-w-w-werden... b-b-b-ald für den Besucherver-v-v-v-verkehr geöffnet.«

»Ah richtig, du hattest so was geschrieben. Ihr vergrößert euch auch, oder?« Die Bauarbeiten schienen Matthias nicht abzuschrecken, ganz im Gegenteil. Er sah sich nur umso neugieriger um. »Coole Sache. Und wo sind nun deine Schützlinge?«

Einladend deutete Mark auf das Rolltor. »H-hier geht's lang.«

Sie folgten ihm auf das Gelände, und sobald der Weg breit genug war, gingen sie neben ihm. Matthias' Blick huschte interessiert über die Anlagen, an den Bäumen hoch und natürlich zu den Zäunen auf der Suche nach den Parkbewohnern.

»Ich mag Tiere«, erklärte er im Plauderton. »Leider können wir nicht wirklich welche halten, solange wir beide Vollzeit arbeiten. Und irgendwie konnte ich in der Bank noch keine Bürohunde durchdrücken. Der Vorstand hat wohl Angst vor Haaren auf unseren Anzügen.« Er grinste.

»Wie, halten wir etwa keine Tiere?«, spottete Karsten gutmütig. Seine Hand war in die seines Freunds geglitten. »Sind deine schwimmenden Fischstäbchen in unseren Aquarien etwa keine Tiere?«

Ingo begann zu lachen und schüttelte seine rotblonden Locken. »Echt, Matthias. Wie taktlos von dir. Und das, wo ihr inzwischen in jedem einzelnen Raum mindestens ein Aquarium stehen habt.«

»In *fast* jedem Raum.« Karsten zwinkerte Mark zu. »Bisher gibt's noch keins im Badezimmer, und sobald dort eins auftaucht, ziehe ich aus. Das schwöre ich bei meiner französischen Lieblings-Bodylotion.«

»Pfeife«, kommentierte Matthias den seltsamen Schwur.

»Zicke.«

»Pffft. Und das von dir.«

Sie kabbelten sich noch ein wenig auf die liebevoll-grobe Weise, die Paaren eigen ist, die bumsbesoffen-glücklich miteinander waren.

Mark und Ingo wechselten indessen einen verstohlenen Blick und grinsten ein wenig verlegen.

»So viel Glück müsste man haben, was?«, meinte Ingo.

Mark war sich nicht sicher, ob er es sarkastisch meinte oder vielleicht ebenso wie er ein bisschen neidisch war. Der sehnsüchtige Blick, mit dem er die verschränkten Hände des Pärchens streifte, ließ Letzteres vermuten.

Um die Bären zu erreichen, mussten sie einen Umweg machen. Die große Hauptanlage war gesperrt, während der neue Pachtbereich angeschlossen wurde, und die Tiere auf die kleineren Quarantäaneanlagen verteilt worden.

Je weiter sie gingen, desto ruhiger wurde Mark. Niemand schien sich an seiner mangelnden Redseligkeit zu stören und – noch besser – keiner der drei unterbrach ihn oder beendete Sätze, wenn er zwischendurch ihre Fragen beantwortete.

Besonders Matthias strahlte etwas aus, das ihm Sicherheit vermittelte. Sein Blick, seine Bewegungen und die Art, wie er Mark ansprach, sagten: »He, ich weiß, wie es ist, wenn man anders ist. Und ich meine nicht *buttfucking*-anders. Was immer dir passiert ist, mir sind schon genauso unangenehme Sachen passiert, und deshalb werde ich garantiert nicht die Nase über dich rümpfen, wenn du beim Sprechen feststeckst.«

Es war, als könnte man in seiner Gesellschaft freier atmen und dadurch auch besser reden, während man bei der semi-genervten Kassiererin im Supermarkt in Hektik verfiel und sich noch tapsiger anstellte als sonst.

Mark bewunderte die Selbstverständlichkeit, mit der Matthias auftrat. Wie wenig er sich daran zu stören schien, dass jedes seiner Worte klang, als wäre er betrunken und dass er sich manchmal am eigenen Speichel verschluckte. Er hatte die Herausforderung angenommen und gemeistert.

Sie wurden bereits erwartet, als sie das erste Gehege erreichten. Benji lag wie ein geplatzttes Sofakissen nahe dem Zaun in der Sonne und hatte alle vier Pfoten von sich gestreckt. Sobald sie sich näherten, hob er träge den Kopf und betrachtete sie aus kleinen Augen. Dann gähnte er sie herzhaft an und ließ den Schädel wieder ins halbhohe Gras plumpsen.

»Oh wow, da ist ja einer«, flüsterte Karsten mit einem Mal ohne jede Affektiertheit. »Was ist das für einer? Ein Schwarzbär?«, fragte er mit Blick auf Benjis dunkles Fell.

Mark schüttelte den Kopf. »Ein K-k-k-kragenbär.«

Die Besucher gingen auf den Zaun zu und betrachteten das kräftige Tier, das sich nicht von ihnen stören ließ. Gemütlich räkelte Benji sich vor ihnen, walzte Klee und Löwenzahn platt und versuchte schließlich, am eigenen Hinterfuß zu knabbern.

Matthias hatte sich hingehockt und bewunderte ihn aus großen Augen.

Ingo deutete mit dem Zeigefinger auf ein Brombeerdickicht am Fuß des nahen Hangs. »Habe ich das richtig gesehen? Da ist noch einer, oder?«

Mark reckte sich und kniff die Augen zusammen. Er suchte nach verräterischen Bewegungen in den Blättern und erkannte schnell, dass Ingo recht hatte. Krümel hatte sich vor ihnen versteckt, scheu und unnahbar wie immer.

»D-D-das ist K-k-k-k-rümel. Er h-h-hat Angst v-v-v-v-v-vor uns«, stellte er den zweiten Kragenbären des Parks vor.

»Vor uns?« Karsten kauerte inzwischen neben seinem Freund und schien schwer von der Nähe zu den gewaltigen Raubtieren beeindruckt zu sein. »Bären sind uns doch überlegen. Die brauchen doch nur mit der Pranke auszuholen, und wir sind allenfalls noch als Schaschlik zu gebrauchen.«

Mark nickte. Er stieß den Atem aus und erzählte stockend die Geschichte ihrer beiden Kragenbären, die nach qualvollen Jahren in einer vietnamesischen Gallenfarm den Weg zu ihnen gefunden hatten. Beide zerschunden, abgemagert und vernarbt von den groben Eingriffen, in denen man ihnen die Galle abgezupft hatte. Man hatte sie in winzigen Käfigen gehalten, in denen sie sich nicht umdrehen konnten, und die Operationen an ihrer Bauchdecke waren ohne Betäubung oder Schmerzlinderung vorgenommen worden.

Benji hatte sich mit den Jahren gut von den Qualen erholt und sein Vertrauen in die Welt wiedergefunden. Krümel dagegen vergaß manchmal sogar, dass er nicht länger in einem viel zu kleinen Käfig steckte und stand zitternd und mit gesenktem Kopf auf der Anlage, ohne einen Schritt vor oder zurück zu wagen.

Als Mark geendet hatte, sah er in betroffene Mienen. Für einen verrückten Moment glaubte er, dass das Mitleid darin seinem stammelnden Vortrag geschuldet war, doch dann begriff er, dass es die Geschichte war, die sie mitgenommen hatte. Das war ihm auch bedeutend lieber.

»Menschen können ganz schön widerlich sein.« Es klang, als wüsste Matthias ganz genau, wovon er sprach.

»Und alles nur, um irgendwelchen Mist anbieten zu können, der sowieso nicht wirkt«, schnaubte Ingo zustimmend. »Ihr möchtet gar nicht wissen, was gerade im asiatischen Raum alles an bizarren Mittelchen auf den Markt kommt und wie es gewonnen wird.

Ich könnte euch Sachen erzählen, da wird euch ganz anders.« Sein Gesicht gewann an Farbe. Es sah aus, als würden seine Sommersprossen glühen. »Aber was rede ich: Das gibt es auch anderswo. Ist dann nur meistens irgendwelcher chemischer Mumpitz.«

Die leidenschaftliche Reaktion verwunderte Mark ein wenig. Und das angedeutete Fachwissen ebenso. »A-a-a-arbeitest d-d-du auch im Tierschutz?«

Ingo stellte sich neben ihn und lächelte ihn schief an. »Ne, ganz andere Seite. Meiner Familie gehören zwei Apotheken in Zwiesel, und da war es irgendwie Ehrensache, dass ich auch in *Aspirin* mache und nach dem Studium eine der Filialen übernehme.« Brummig fügte er hinzu: »Sobald mein Vater mich lässt, heißt das.«

Mark nickte verständnisvoll. Bei aller Liebe zu seinem eigenen Vater: Er hätte auch nicht bei ihm in der Firma arbeiten wollen. Wahrscheinlich hätten sie sich innerhalb kürzester Zeit gegenseitig erwürgt.

Die Ankunft der Wölfe lenkte Marks Aufmerksamkeit wieder auf das Gehege. Unter bewunderndem Murmeln tauchte das Rudel hinter dem Hang auf. Und natürlich gab es sofort eine Menge Fragen, die beantwortet werden wollten.

Ob sich die beiden so unterschiedlichen Raubtiere nicht gegenseitig angriffen, woher die Wölfe kamen, welche Bären außer Benji und Krümel bei ihnen lebten. Wieso der Brillenbär mit der lustigen Zeichnung im Gesicht allein auf einer Anlage war. Welcher Laune der Natur sie einen weißen Schwarzbären zu verdanken hatten.

Mark gab sich Mühe, knappe, aber freundliche Antworten zu finden. Das Sprechen strengte ihn an. Mehr, als er sich eingestehen wollte. Die Erklärung zu den Kragenbären war mit Abstand die längste Rede, die er seit Ewigkeiten gehalten hatte. Daher war er froh, dass Kathrin nach einer Weile bei ihnen auftauchte und ihm nach einem fragenden Blick hinter dem Rücken der Gäste etwas aushalf.

Der Nachmittag verfloß nur so. Viel zu spät merkte Mark, dass er seine Arbeit vernachlässigte. Erst, als er sah, dass Theo bereits die Futtereimer heranschaffte, verabschiedete er sich halb erleichtert, halb bedauernd von Matthias und seinen Begleitern.

Er dachte schon bei sich, dass er diese Begegnung eigentlich ganz gut gemeistert hatte, als Karsten bemerkte: »Und wir sehen uns dann heute Abend wann? Gegen acht in diesem Restaurant hinten an der Landstraße?«

Matthias schlang Mark in unerwarteter Vertrautheit den Arm um die Taille. »Genau, das haben wir ja ganz vergessen. Wir laden dich ein.«

»Ich... oh«, entfuhr es ihm überrascht. Und für einen Moment wollte er ablehnen. Doch er sah in drei so freundliche Augenpaare, dass er es nicht konnte – und es auch gar nicht wollte.

Als er zusagte, lächelte Ingo ihn an.

Kapitel 6

Matunnos träumte von einer Stimme. Sie war ihm vertraut, tief und ein wenig heiser.

Mit ihr kamen die Hitze und der Gesang. Das eine berührte seinen Körper, das andere sein Herz. Ein Gesicht schwebte vor ihm, er kannte es. Lippen, die sich bewegten, ein Mund, der mit alter Zunge eine Warnung aussprach.

Er wuchtete seinen Körper in die Höhe und neigte den Kopf, um besser zu verstehen. Seine Ohren richteten sich nach vorn, aber der Sturm riss die Worte fort. Windböen fegten durch sein Fell, krallten sich darin fest. Er hatte zunehmend Schwierigkeiten, sich an seinem Platz zu halten.

Aus dem Sturm wurde etwas Größeres, Mächtigeres. Es stemmte sich gegen seine Brust und sein Gesicht, drückte ihn unerbittlich nach hinten. Fort von der Stimme, fort vom Feuer, fort von der Sängerin.

Etwas in ihm bäumte sich auf. Nein, *er* bäumte sich auf. Seine Pranken fanden Widerstand, vergruben sich darin, zerfetzten ihn. Pflanzenblut benetzte seine Pfoten, der Geruch des Gestern stieg ihm in die Nase und drohte ihn zu ersticken.

Dann kam die Süße. Der Geruch von weißen Wolken auf Stöcken und Sägespänen, von nassem Stoff und Eisen. Und mit ihnen kam der Schmerz.

Matunnos wand sich und kämpfte darum, den Schlägen auszuweichen. Doch er steckte fest, fern von Wind, Sonne und Wald. Gefangen. Immer wieder.

»... weiß es... nicht. Verdammte Schweinerei, und...«

»Was ist mit... in Regen?«

»Da hat Gertrud schon angerufen. Die sind Oberkante-Unterkante voll. Und... gefragt, ob wir nicht eine Möglichkeit sehen...«

Mark runzelte die Stirn. Je näher er kam, desto mehr bekam er mit von dem Gespräch zwischen Sebastian und Theo. Rasch stellte er sein Rad an den Zaun und umrundete die kreischende Säge, mit der die Bauarbeiter vor dem Tor hantierten. An seinem unteren Rücken war es unangenehm feucht. So schnell hatte er die Fahrt zur Arbeit selten hinter sich gebracht – und erst recht nicht mit leerem Magen. Aber das kam halt davon, wenn man bis spät in der Nacht in einem Restaurant hockte und sich durch die Bierkarte trank, statt rechtzeitig seinen Hintern ins Bett zu schaffen.

»Das geht nicht so einfach. Erstens würden wir damit ein Exempel statuieren und zweitens... Ach, ich muss dir das doch alles nicht erklären, oder? Auf dieses... dieses Desaster sind wir nicht vorbereitet. Schon gar nicht mit den Bauarbeiten überall.«

»Ach komm, Chef, das ist doch Unsinn«, drang nun auch Kathrins Stimme über den Parkplatz. »Hier stehen so viele Gebäude leer, die keiner braucht. Und was sollen wir denn sonst machen? Sie laufen lassen und ihnen nachwinken? Hast du sie dir mal angeschaut? Wir sollten erst mal Heike anrufen.«

»Heike kann auch keinen Platz ranschaffen!«, gab Sebastian steif zurück. Das Knirschen von Marks Schritten ließ ihn aufblicken. Ungewohnt scharf bemerkte er: »Ah, da bist du ja endlich. Bisschen spät dran heute, oder?«

Mark öffnete den Mund, schloss ihn jedoch sofort wieder. Stattdessen legte er nur die Stirn in Falten. Ja, er war zu spät. Aber angesichts der vielen Überstunden, die seine Kollegen und er in letzter Zeit angehäuft hatten, waren zehn Minuten Verspätung kaum der Rede wert und wären normalerweise nicht einmal aufgefallen. Heute aber sah Sebastian drein, als würde er gleich platzen, und auch Theo und Kathrin wirkten, als sollte man ihnen besser nicht quer kommen.

»W-w-w-as...?«

»Schau es dir an«, fuhr Theo ihm fauchend in den Satz. »Wir hatten heute Nacht Besuch.«

Augenblicklich richteten sich die Haare an Marks Unterarmen auf. Er überwand die letzten Meter im Laufschrift und fand sich gleich darauf einem Bild des Jammers gegenüber. Vor dem schmalen Personaleingang neben dem Haupttor standen vier schäbige Plastik Käfige der Marke *Hamsterknast*. Es war die Art Modell, in dem man nicht einmal guten Gewissens zwei Meerschweinchen halten mochte, und schon gar nicht das, was sich in ihnen befand.

Kaninchen. Unzählige Kaninchen in schwarz, grau, braun und gescheckt. Mit stehenden Ohren, mit hängenden Ohren, mit Halsmähne und ohne. Ein buntes Sammelsurium aller Größen, die eines gemein hatten: Alle sahen erbärmlich heruntergekommen aus. Der Anblick des rühdigen Fells und der vereiterten Augen wurde nur noch übertroffen vom Gestank, der von den Käfigen ausging.

»Scheiße«, fluchte Mark herzhaft.

»Das kannst du laut sagen.«, gab Kathrin zurück und reichte ihm mit sardonischem Lächeln einen Zettel. »Das hier war dabei. Hast du da noch Töne?

Hastig überflog er die Notiz. Beinahe hätte er gelacht, wenn auch vor ungläubiger Wut, nicht aus Belustigung.

»V-v-v-verfüttern s-s-s-s...«

»Ja, verfüttern. Die hauseigene Karnickelzucht ist explodiert, und da hat man sich gedacht, dass man die armen Viecher doch mal bei Nacht und Nebel vor dem Bärenpark abladen kann. Die Wölfe und Bären wollen ja schließlich fressen. Warum also nicht die Kaninchen, um die man sich nicht kümmern will?«

Ausnahmsweise war es Mark egal, dass Theo ihn unterbrochen hatte. Sein Blick klebte an den zusammengepferrchten Tieren, die dicht an dicht in den Käfigen hockten, sodass sie sich kaum rühren konnten. Keiner von ihnen hatte die Zusatzausbildung, um zu schlachten, und selbst wenn... Es fühlte sich falsch an.

Sebastian hatte die Arme in einer zornigen Geste vor der Brust verschränkt. In diesem Moment sah er eher aus wie Gollum statt wie ein freundlicher Weihnachtself.

»So, und was machen wir jetzt damit? Das Tierheim in Regen hat gerade erst zwei ähnliche Notfälle aufgenommen und nicht einmal mehr in Transportboxen Platz. Ins Auto packen und sie bis nach Passau fahren, kommt in dem Zustand auch nicht infrage. Bei dem Wetter ist die Hälfte tot, bis wir da sind.« Es war wieder ein ungewöhnlich heißer Frühsommertag angekündigt, der besser nach Mallorca gepasst hätte als in den lauschigen Bayerischen Wald. »Den Besitzer brauchen wir gar nicht erst zu suchen.«

»Und selbst wenn wir ihn finden: Der bekommt die nicht wieder. Nur über meine Leiche«, schnappte Kathrin.

»Jajaja, passt schon«, riss Sebastian wieder das Wort an sich. »Aber wir sind Gott verdammt ein Bärenpark und keine Auffangstation für Haustiere. Wenn wir mal damit anfangen, finden wir jeden zweiten Morgen Hunde, Katzen und Meersäue vor dem Tor.«

»Das weißt du doch gar nicht! Und selbst wenn, dann ändert es nichts daran, dass...«

Mark schüttelte es innerlich und äußerlich. Er betrachtete ein winziges Karnickelkind, das halb eingequetscht zwischen den anderen in der Ecke lag und mehr tot als lebendig wirkte. Er verstand seine Kollegen nicht. Er verstand die ganze Diskussion nicht.

Kurzentschlossen ging er in die Knie und nahm einen der Käfige hoch. Mit dem Ellbogen schob er Theo beiseite, passierte das Tor und ging schweigend auf die Baracken zu, in denen früher die Schlafsäle der Soldaten untergebracht gewesen waren.

»He!«, brüllte Sebastian ihm nach. »Was zum Teufel machst du da?«

»Eine Entscheidung fällen«, giftete Kathrin ihn an. »Und er hat recht. Es ist doch vollkommen egal, was wir langfristig mit ihnen machen. Sie können nicht hier draußen stehenbleiben. Ich helfe Mark jetzt, sie reinzuschaffen, und dann rufe ich Heike an.«

»Hah! Das ist mal `ne Frau!«, trompetete Theo, doch Mark hörte ihn kaum. Er hatte bereits die erste Baracke erreicht und die Tür aufgestoßen.

Im Inneren des Schlafsaals war die Luft stickig, aber halbwegs kühl. Spinnweben hingen in den Ecken und an den alten Halogenlampen.

Tausendfach herumgerückte Metalltagenbetten hatten Riefen in den Boden gescheuert, doch als Notunterkunft würde es reichen.

Mark hatte gerade seine Last abgesetzt, als die anderen hereinkamen. Jeder von ihnen – auch Sebastian – trug einen Käfig und hatte ein puterrotes Gesicht. Sei es vor Wut, sei es, weil sie Zeit mit sinnlosem Geschwätz vergeudet hatten, statt Erste Hilfe zu leisten. Zu verständlich. So etwas war bei ihnen noch nie vorgekommen, von einer trächtigen Mischlingshündin, die jemand vor ein paar Jahren mal an ihrem Zaun angebunden hatte, abgesehen.

Und eigentlich hatte Sebastian recht: Sie waren nicht darauf vorbereitet, mehrere Dutzend Kaninchen zu versorgen. Ihre Aufgabe war es erst recht nicht. Aber die Tiere waren da und brauchten Hilfe. Jetzt.

Es war einer der finsternerer Momente im Leben eines Tierpflegers. Mark sah von einem mehr oder weniger lethargischen Fellhaufen zum anderen. Gut möglich, dass ihnen Tiere wegstarben, noch während sie sie sortierten. Aber irgendwo musste er beginnen.

Er machte sich allein an die Arbeit. Nicht, weil seine Kollegen ihm die Verantwortung aufgebürdet hätten, sondern weil sie sich anderweitig nützlich machten. Innerhalb kürzester Zeit fanden Holzbohlen, um grobe Abteile zu bauen, Stroh, Handtücher und Puddingschüsseln – Näpfe im Nagerformat hatten sie nicht – voll Wasser ihren Weg in den Schlafsaal.

In Windeseile entstand um ihn herum eine Notfallstation, während Mark mit verkramptem Kiefer eine Bestandsaufnahme machte. Einmal hörte er Sebastian murmeln, dass er sich auf den Weg zum Futterhändler machte. Kaninchenfutter besorgen.

Mark reagierte nicht. Er war zu beschäftigt, vorsichtig ein Tier nach dem anderen aus dem Käfig zu nehmen und es einer schnellen Prüfung zu unterziehen. Manche blinzelten ihm trotz tränenreicher Augen munter entgegen, andere regten sich kaum. Und einige gar nicht mehr. Es war ein grausamer Vorgang zwischen Bangen und Hoffen, zwischen Wut und Entgeisterung. Er hätte viel darum gegeben, seinen Zorn irgendwo loszuwerden. Aber solange sich weder ein Sandsack noch der Verursacher dieses Debakels in der Nähe befand, musste das warten.

Irgendwann – eine Ewigkeit schien vergangen zu sein – öffnete sich leise die Tür hinter ihm.

»Gottverdammst noch mal«, hörte er Heike herzlich fluchen, bevor er sich auch nur nach ihr umgedreht hatte.

Dem folgte ein mit brüchiger Grabesstimme vorgetragenes »Da liabe God hod hiermit bestimmt nix zum doa«.

Mark konnte den beiden nur zustimmen.

Erst gegen Mittag verließ er die Baracke. Obwohl sich über dem flachen Dach die gewaltige Baumkrone einer Blutbuche erhob, kam es ihm vor, als würde er vor eine Wand laufen. Die Hitze hatte bereits den Waldboden erreicht und intensiviert den Geruch nach vermoderndem Holz, altem Laub und Rinde um ein Vielfaches. Kein Windhauch regte sich, um ihm den Gestank aus der Nase zu nehmen, der in den letzten Stunden Zeit gehabt hatte, in seine Kleidung zu kriechen.

Für einen Moment wurde Mark schwindelig. Seine Zunge klebte ihm trocken am Gaumen und erinnerte ihn daran, dass er den Kaffee, den eine freundliche Seele ihm irgendwann gebracht hatte, gar nicht getrunken hatte. Er lehnte sich an die grob verputzte Wand, um seinem Kreislauf Zeit zu geben, sich zu beruhigen. Dem Wirbeln in seinem Kopf könnte man schnell Abhilfe schaffen, indem er endlich frühstückte, doch solange sein Magen sich wie ein Gummiklumpen anfühlte, brauchte er das gar nicht zu versuchen.

Er legte den Kopf in den Nacken und sah hinauf in das rotviolette Blätterdach der Blutbuche. Das Sonnenlicht, das sich seinen Weg zwischen den Ästen entlangbrannte, blendete ihn, aber er schloss die Augen nicht. Sobald er das tat, würde er das Elend wieder vor sich sehen, und darauf konnte er gut verzichten.

Die Bilanz war erschreckend. Zweiunddreißig Tiere. Sieben davon in einem recht ordentlichen Zustand, weitere elf, die krank waren, aber eine gute Chance hatten, zwei, deren Leben an einem seidenen Faden hing. Für einen älteren Bock und vier Jungtiere war jede Hilfe zu spät gekommen. Sie hatten bereits erkaltet unter

den anderen Kaninchen gelegen. Und die restlichen sieben hatte Heike erlösen müssen.

Mit so viel Tod und Leid wurde Mark normalerweise nicht konfrontiert. Natürlich waren viele Bären furchtbar zerschunden, wenn sie bei ihnen ankamen. Aber wie oft kam das schon vor? Einmal, vielleicht zweimal im Jahr maximal? Auch starben manchmal Tiere oder sie fanden Kadaver von Waldbewohnern. Aber das... war normal. Es gehörte zum Lauf der Dinge.

Ein ganzes Rudel Kaninchen auf viel zu wenig Platz zusammenzupferchen und ihm erst beim Vermehren und anschließend beim Eingehen zuzuschauen... das war *nicht* der Lauf der Dinge. Das war menschengemachte Grausamkeit.

Endlich ließ der Schwindel nach, sodass er an die Arbeit gehen konnte. Obwohl selbst Gertrud und Sebastian ihre Aufgaben vernachlässigt und mit angepackt hatten, hatten sie den ganzen Morgen verloren. Ihre eigentlichen Schützlinge wollten versorgt werden, sie warteten schon viel zu lang auf ihr Futter.

Nachdem Mark sich im Anbau des Bürogebäudes gewaschen hatte, in seine Ersatzkleidung geschlüpft war und sich die Hände desinfiziert hatte, ging er in die Futterküche. Dankbar stellte er fest, dass Theo in der Zwischenzeit bereits alle Futtereimer vorbereitet hatte. Mark musste den Anteil für die Jungs in Einzelhaft, wie Gertrud es nannte, nur noch auf das altersschwache Transportauto hieven.

Sein erster Weg führte ihn zu Kain. Der steinalte Brillenbär war der einzige, der angesichts der Baumaßnahmen nicht hatte umziehen müssen, da er ohnehin ein Einzelgehege im Schatten der alten Militärgebäude bewohnte. Im Lauf des letzten Jahres war er zu sonderlich geworden, um weiterhin mit den anderen Bären die große Anlage zu teilen.

Die Einsamkeit tat ihm gut. Niemand machte ihm sein Futter streitig, und er musste auch keine Stärke zeigen, die er gar nicht mehr besaß. Er konnte in Ruhe bis ans Ende seiner Tage in der Sonne liegen und sich den Pelz an seinem Lieblingsbaum schubbern.

Heute marschierte Kain bereits unruhig am Zaun entlang. Kein Wunder, Mark war spät dran. Daher verzichtete er darauf, Kain in dem kleinen Vorgehege zu separieren und das Futter auf der Anlage zu verstecken. Heute flogen Äpfel, Birnen, Möhren, Gurken, Brot und nicht zuletzt der *Medi-Fisch* – eine Makrele, in deren Kiemen eine Tablette eingebracht war – einfach über den Zaun.

Das entsprach nicht gerade den Kriterien einer ordentlichen Fütterung, war aber immer noch besser als leere Mägen. Und darauf, dass Kain niemals einen Fisch liegenlassen würde, war Verlass.

Mit den Gedanken immer noch bei der Frage, was sie auf Dauer mit zwanzig Kaninchen anfangen sollte, von denen am Ende noch einige trächtig waren, setzte Mark sich wieder auf den Wagen und ließ ihn über die unebenen Wege rumpeln. Der kleine Elektromotor schnurrte angenehm leise, brachte aber nicht viel Leistung zustande. Mark hatte einmal vorgeschlagen, einen Bollerwagen an sein Fahrrad zu hängen, um die Futtereimer zu transportieren, aber damit war Sebastian nicht einverstanden gewesen. Versicherungstechnische Gründe.

Matunnos wartete nicht auf ihn. Zumindest ließ er sich nicht blicken, als der Wagen neben dem äußersten der vier Nebengehege stehen blieb.

Mark wunderte das nicht. Matunnos besaß noch nicht die Routine, die die anderen Tiere im Park teilten. Seine innere Uhr hatte sich noch nicht an die regelmäßigen Fütterungszeiten gewöhnt. Und falls er doch bereits ein Gespür dafür hatte, wann die Menschen mit den *Wundertüten* kamen, kümmerte es ihn nicht.

Kein gutes Zeichen, wie Mark sich im Stillen eingestand. Allmählich sollte Matunnos etwas Appetit entwickeln. Ein Untergewicht, wie es bei Artemis vor wenigen Wochen der Fall gewesen war, konnte man ihm zwar nicht ansehen, aber viel hatte er nicht auf den Rippen.

Statt schnellstmöglich das Futter abzuladen, ging Mark am Zaun entlang, der sich abseits der Wege in die Tiefe des Walds zog. Je weiter er in das Buschwerk eindrang, desto höher wurden die

Brennesseln, die um seine Beine schlugen. Hinter einem Hang, der vom Weg aus nicht einzusehen war, hatte Matunnos sich einen Schlafplatz eingerichtet. Ihn dort aufzuspüren, brachte Mark beinahe jedes Mal Nesselspuren an den Unterarmen und das eine oder andere Loch im T-Shirt ein.

Er pfiiff leise, um den Bären auf sich aufmerksam zu machen. Doch die einzige Antwort bestand aus dem leisen Trappeln des Wolfsrudels, das sich im benachbarten Gehege auf den Steinplatten am Stallgebäude herumtrieb.

Mark arbeitete sich den Hang hinauf. Brombeerranken krallten ihre Dornen in seine Hosen und einmal auch in seine Hand. Einen blutigen Striemen und zwei unterdrückte Flüche später kletterte er über den schräg stehenden Stamm einer Birke, die im letzten Sturm halb entwurzelt worden war. Wurde dringend Zeit, dass sie gefällt wurde, bevor sie gänzlich umstürzte.

Dann entdeckte er Matunnos endlich. Genau wie er vermutet hatte, lag der Kodiak halb eingerollt in einer Sandmulde, in der er Laub und kleine Zweige zusammengescharrt hatte. Der schwere Schädel lag auf der Seite, die kleinen Augen waren so weit geschlossen, dass man unter den Lidern nur einen weißen Streifen erkennen konnte.

»He, Großer«, rief Mark halblaut. »W-willst du den g-g-ganzen Tag verschlafen? I-ich hab dir leckere Sachen m-mitgebracht.«

Matunnos rührte sich nicht. Nicht einmal ein Ohr zuckte in Marks Richtung. Hätte sich der massige Brustkorb nicht gleichmäßig gehoben und gesenkt, hätte man ihn für tot halten können.

Ein ungutes Gefühl machte sich in Marks Bauch breit. Dass Matunnos ihn ignorierte, war nicht weiter tragisch. Aber es kam ihm vor, als würde der Bär ihn gar nicht wahrnehmen, und das war etwas ganz anderes. Welches Wildtier schlief denn so tief, dass es nicht auf die Ankunft eines potenziellen Angreifers reagierte?

Besorgt schob er sich an einer Totholzaufhäufung vorbei und ging näher ans Gitter. Ein Ast unter seinen Arbeitstiefeln ächzte und zerbrach mit einem Laut, der an einen Peitschenknall erinnerte.

Endlich regte Matunnos sich. Seine Vorderbeine zuckten, die linke Pranke hob sich und sank gleich wieder zu Boden. Die Bewegungen wirkten schwerfällig und befeuerten Marks Unruhe.

War Matunnos zu schwach zum Aufstehen? War er doch ernsthaft krank und nicht nur etwas schwerfällig von der langen Gefangenschaft im Zirkuswagen?

Da, wieder ein Zucken der Gliedmaßen. Dieses Mal an den Hinterbeinen. Matunnos krümmte sich, als wollte er sich strecken, ohne recht die Kraft dafür zu besitzen. Dann rollte er sich unerwartet auf den Rücken. Seine Pranken fuhren in die Höhe und schlugen in die leere Luft.

Überrascht erkannte Mark, dass die Augen des Bären nach wie vor geschlossen waren. Seine Schnauze dagegen stand halb offen, und ein ersticktes Brummen drang aus seiner Kehle. Ein Faden Speichel löste sich von seinen Reißzähnen und schlug ihm auf die Nase. Wieder angelten die gewaltigen Pranken in der Luft nach einem unsichtbaren Widerstand.

Matunnos' Hinterteil kam in die Höhe, als versuchte er sich an einer Rückwärtsrolle. Doch auf halbem Weg sackte er wieder zurück, brummte erneut – dieses Mal lauter – und schlug dann so heftig mit der linken Pranke um sich, dass er einen niedrigen Ast über seinem Kopf traf. Seine stahlharten Krallen rissen hellgrüne Streifen in die Rinde und gruben sich in das Holz.

Ein kurzes Zerren und Reißen, dann war er wieder frei. Endlich öffneten sich auch seine Augen. Die Nase hob sich witternd, dann war er auf den Beinen, verharrte für einen Herzschlag mit gesenktem Kopf. Wie aus Stein gemeißelt stand er da... und setzte sich plötzlich in weiten Sprüngen, die den Waldboden beben ließen, in Bewegung.

Bevor Mark verstand, was vor sich ging, hatte Matunnos das Gitter erreicht. Sein Blick klebte an Mark. Doch statt rechtzeitig abzubremsen, krachte der Kodiak ungebremst in den Zaun. Ein Beben ging durch die Metallstreben und vibrierte bis in die massiven Pfeiler, die sie tief in der Erde verankerten.

Mark stolperte zurück und verlor das Gleichgewicht. Rücklings ging er zu Boden. Er merkte nicht einmal, dass er mit einer Hand

in den Brennesseln landete und sich die andere aufriss, als er an einem Ast hängenblieb.

Unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen, schaute er Matunnos an, der sich einen deftigen Schlag von der Elektroumzäunung eingehandelt und seinerseits einen Satz nach hinten gemacht hatte. Seinen Zorn hatte der schnelle Schmerz jedoch nicht abgekühlt. Mit weit aufgerissenem Maul richtete er sich auf die Hinterbeine auf. Seine Pranke, die zuvor noch den Baum an seiner Schlafstelle gemartert hatte, fuhr durch die leere Luft und traf auf das Gitter. Wirkungslos, bis auf die Tatsache, dass er erneut mit dem Elektrodraht in Kontakt kam.

Ein kurzes Aufjaulen, wie Mark es noch nie von einem Bären gehört hatte, dann wandte Matunnos sich ab und lief in gestrecktem Galopp auf die andere Seite des Geheges, fort von dem Mann und fort von dem Zaun.

Mit seinem wippenden Hinterteil und den runden, tapsigen Bewegungen sah er aus wie ein Teddybär. Ein Teddybär, der einem Menschen mit nur einem Schlag das Genick brechen konnte.

Zittrig kam Mark auf die Beine, nur um sich auf dem nächsten Baumstumpf gleich wieder hinzusetzen. Abwesend rieb er seine Hände gegeneinander. Gleichmäßig verteilte sich Blut auf seinen Fingern. Nachlässig, desinteressiert, betrachtete er die gezackte Wunde in seiner Handfläche, dann kehrte sein Blick zum Zaun zurück.

Sein Herzschlag beruhigte sich nur langsam.

Er hatte immer geglaubt, die Risiken der Arbeit als Raubtierpfleger abschätzen zu können. Bären, Großkatzen und andere gefährliche Vertreter der Fauna verziehen keine Fehler. Selbst wenn man sie täglich umsorgte und vielleicht sogar von Hand aufgezogen hatte, blieben sie wild.

Doch auf diese Begegnung mit Matunnos war Mark nicht vorbereitet gewesen. Sie hatte ihn daran erinnert, wie schwach er im Verhältnis zu dem Bären war. Und obwohl er einen gesunden Respekt vor den Kräften der Natur in jedweder Form für wichtig hielt, hätte er auf diese Erfahrung gern verzichtet.

Lesen Sie weiter in...

Wildfang

Roman von Raik Thorstad

Oktober 2017

www.cursed-verlag.de